

wird. Zu
England
r dortigen
r Moscoe,
für ihn.
n Trübner
seht, und
es Bänd-
ehen, auf
bestanden
en Faches
in selb-
es bejon-
chenswert
verschie-
den muß
gegeben,
großent-
s in vier-
Vorzug,
agen und
sten nach
igen Ge-

Schlüsse
chen ver-
on seinem
getreten;
alt. Es
rade bei
i welcher
a worden
gen, von
sternwerte
Guzley,
i Geitlie.
ung von
zu Graz,
Stewart)
e" (von
a ganzen
nügen
was für
für das
J.

(Paris,

sich be-
hnungen
l so ge-
Talent,
rch eine
der ver-
e große
abdruck
Sein
er wirk-
n deut-
geordnet
te wer-
fließig
brigens
Worte
s kann
Mutter,
eifer-
Einfall
-r.



Nr. 50.

Erscheint Sonnabends
und ist in der Post-Zeitungspreisliste
unter Nr. 1738 eingetragen.

Berlin, den 13. September.

Abonnementspreis
bei der Post oder im Buchhandel
vierteljährlich 3 Mark.

1890.

Inhalt: Der Baron. Von Paul Noland. — Schleifische Weber. Von Dr. Bruno Schoenlant. — Wechselstrom oder Gleichstrom? Die Sardinialtage der Electricitätswerke. Von W. Verdrow, Ingenieur (Fortsetzung). — Dagoberts Traum. Eine Skizze von Anna Bod (Schluß). — Kollektiv-Genium oder Individualbesitz. Von Prof. Dr. Ludwig Stein (Zürich). — Volksdichtung und Volksdichtung. Von Eugen Wolff. — Marie von Ebner-Eschenbach. Von J. S. David. — Noch einmal der Fall Lindau. Von J. W. — Kleine Kritik.

Der Baron.

Von
Paul Noland.

Langsam schlenderte Franz Schippel die Linden entlang, um im Café Bauer die Parade der Spaziergänger abzunehmen, welche der warme Sonnenschein nach dem Tiergarten lockte. Es war noch früh am Tage, wenigstens nach Berliner Begriffen. Um 10 Uhr vormittags pflegt der richtige Spreerathener sich noch nicht in öffentlichen Lokalen niederzulassen, er müßte denn von einem sogenannten Frühkonzerte heimkehren. Im allgemeinen sind es die Fremden, die zu dieser Tageszeit die Cafés bevölkern. Die wenigen Journalisten und Künstler, die glücklichen Herren ihrer Zeit, können nicht mitgezählt werden.

Franz wartete auf seinen Freund Carl Heilmann, der, wie er, Maler, außerdem aber Reserveoffizier war, wie jeder junge, moderne Künstler, der in Berlin etwas gelten will. Es kommt ja auch wirklich nicht so sehr darauf an, in welcher Weise die Farben auf die Leinwand gebracht werden, sondern von wem es geschieht. Ähnlich verhält es sich mit der Bildhauerei. Nachdem man glücklicherweise mit dem Vorurteil gebrochen hat, als dürfe in der plastischen Kunst vornehmlich nur der unbedeckte menschliche Körper dargestellt werden, erscheint der Bildhauer, welcher zugleich Lieutenant der Reserve ist, in erster Linie berufen, Uniformröcke, Helme, Stiefel und dergleichen in Marmor und Bronze herzustellen, und in erfreulichem Maße wird jungen Talenten in den Berliner Meisterateliers Gelegenheit geboten, sich nach dieser Richtung hin auszubilden. Erst lernen sie Knöpfe und Handschuhe, Epaulettes und Helmzierat in Thon nachbilden, und mit der Fertigkeit in diesen Dingen entwickelt sich dann auch die Fähigkeit, den Geist unserer großen Zeit in plastischen Werken zum Ausdruck zu bringen.

Müßiggang ist aller Laster Anfang; darum gab sich auch Franz Schippel solchen Betrachtungen hin. Dann dachte er

über sein und seines Freundes Erdemwallen nach: Der war wirklich zu beneiden. Machte er doch eine ganz andere Figur als Franz, der harmlose Landschaftler und Genremaler, der weit entfernt von künstlerischem Zigeunertum in bescheidener fauberer Pinselführung den großen Tag der Anerkennung von höherer Stelle erhartete. Aber wo bleibt Carl Heilmann, der flotte Junge, für den das Wort „schneidig“ eigens erfunden zu sein scheint? Er, die verkörperte Pünktlichkeit, läßt heute auf sich warten! Ja — so — es ist allerdings erst $\frac{1}{11}$ Uhr, er wollte um 11 Uhr zur Stelle sein; dann sollte ein Besuch bei einem Mäcen gemacht und später von Heilmann das Ministerium aufgesucht werden. Es handelte sich dabei um einen Staatsauftrag, und der eben aus Italien nach langjähriger Abwesenheit zurückgekehrte Künstler wollte sich bei einem hohen Gönner persönlich wieder in Erinnerung bringen.

Wo nur Carl bleibt? Er ist vorgestern in einem Hotel der Friedrichstadt abgestiegen und scheint sofort einen tiefen Zug weltstädtischen Lebens gethan zu haben. Franz hatte ihn von einer neuen Bekanntschaft, von einem Baron reden hören. Nun, Carl hat ja die kleine Schwäche für vornehmen Umgang. Das Ende vom Liede wird eine kleine Kneiperei gewesen sein. Da kann man sich Carls Zustand vorstellen. Man braucht das nicht zu schildern. In einer Zeit, welche mit allen Privilegien, auch denen der Studentenschaft, so gründlich ausgeräumt hat, ist die Kenntnis derartiger Zustände längst nicht mehr auf akademische Kreise beschränkt geblieben, sondern Gemeingut der Nation geworden.

Wo nur Carl bleibt? Als Franz unruhig auf die Straße hinausspähte, fing er plötzlich den holdseligen Blick Miezes auf, die sein verlegenes Lächeln als eine Einladung zum Frühstück auffaßte und mit ihrer natürlichen Unbefangtheit alsbald sich neben ihm niederließ und Bouillon und Pasteten bestellte.

Wer war Mieze? Dem Äußeren nach zu urteilen ein schönes Kind von etwa achtzehn Jahren, elegant und zierlich, und lang, wie das Laub einer Birke ihrer ostpreussischen Heimat wehte ihr goldblondes Haar hernieder. Sie verfehlte nicht,

aller Blicke auf sich zu lenken. Als sie nach Berlin kam, war das jugendfrische Geschöpf nach einigen Abenteuern bald von der einfachen Ladenmamsell zu dem beliebtesten Loreley-Modell des Westens avanciert und auch Franz nicht fremd geblieben. Mit dem Chic einer Weltbabe entledigte sich Niece ihrer — gestehen wir's — zu kleinen Handschuhe, legte sie neben sich auf die Marmorplatte, fiel über das Frühstück her und stellte an den unfreiwilligen Gastgeber eine Reihe von Fragen, deren Beantwortung sie ihm großmütig erließ, da sie eifrig ihre Umgebung mit ihren blauen Augen musterte. Franzens Unruhe stieg. Er war zu wohl erzogen, als daß er sich am hellen Mittag in der Gesellschaft dieser „Cousine“ hätte wohl fühlen können, und er hielt etwas auf seinen guten Ruf. Wie leicht konnten ihn hier befreundete Familien in dieser Gesellschaft sehen. Da steuerte schon die Mätin Burfow über den Straßendamm und zum Glück fuhr auch ein Möbelwagen vorbei, der das interessante Paar ihren erfahrenen Blicken entzog. Eine ganze Reihe tragischer Verwicklungen stieg vor der Seele des um sein Glück von den Umherstehenden beneideten Malers auf. Wenn sie die Qual des Ärmsten in diesem Augenblick geahnt hätten! Wie gerne hätte er mit ihnen getauscht. Diese Beängstigung ließ jedoch in Franz schnell den Diplomaten reifen.

„Weißt Du, Niece,“ begann er nach einer längeren Verlegenheitspause, während welcher seine ahnungslose Partnerin noch einige belegte Brötchen und ein Glas Pilsener auf sein Konto gesetzt hatte, — „Du könntest mir einen großen Gefallen erweisen. Ich warte hier auf meinen Freund Heilmann, einen Kollegen, er wird Dich wohl auch zum Modell haben wollen, er ist ein feiner Mensch, Reserveoffizier, verstehst Du. Er scheint mich vergessen zu haben. Du kennst doch das Hotel in der Mittelstraße, wo ich im vorigen Jahre, während meines Atelierumzuges, gewohnt habe?“

Niece kannte dies Hotel.

„Dort also wohnt er. Würdest Du vielleicht hingehen und ihm sagen, daß ich hier auf ihn warte? Ihr könnt mich ja von hier abholen. Wenn ich von hier weggehe, könnten wir uns verfehlen. Willst Du?“

Die Loreley warf ihr langes Haar zurück, lächelte zustimmend und marschierte alsbald die Friedrichstraße hinunter, einer neuen Eroberung gewiß. Franz, der Glückliche wider Willen, atmete auf und beobachtete wieder reinen Herzens den immer stärker anschwellenden Strom der Vorübergehenden. So hatte er eine halbe Stunde und noch eine halbe Stunde gegessen und gewartet, als es ihn nicht länger auf seinem Lauerposten litt. „Kellner, zahlen!“

Franz folgte errötend Nieces Spuren. Gewiß, dachte er unterwegs, hat Carl noch die Nachwehen des gestrigen vernünftigen Abends zu bekämpfen. Der Portier des Hotels wies den Frager nach Zimmer Nummer 12.

Obwohl er mit der vorgefaßten Meinung gekommen war, den Freund in nicht normaler Verfassung vorzufinden, machte ihn doch die Klangfarbe der Worte stutzig, mit denen der Portier ihm den Aufenthaltsort des Gesuchten angab. Diese Haushüter haben ihre Eigenart. Selbst in der Weltstadt bleiben sie immer noch, wenn auch durch Trinkgelber gezähmte, Bettern des Pförtners vom Schloß Inverness. Sie poltern gern bei jedem Anlaß und verstehen es, in wenige Worte viel hineinzu legen. Hell und freudig erklingt das „Zimmer Nummer 12,“

sobald dessen Bewohner von zweifelloser Trinkgelbergüte sich erweisen hat. Gleichgültig und träge schleicht dieselbe Meldung über die Lippen des Hausgottes, falls ein Knicker sein Vertrauen erschüttert hat. War nun auch Franz in der Tonleiter dieser Empfindungen nicht bewandert, so schien ihm doch in diesem „Zimmer Nummer 12!“ eine ganze Welt von Erdenelend verborgen zu sein. Die verletzte Ehre des Hauses, die von dem Portier seit Jahren gesüht wurde, vibrierte in dieser Stimme. Dieselbe gekränkte Ehre leuchtete dem Besucher aus den Augen des Zimmermädchens entgegen, als sie ihn den Gang hinunterwies.

Es mußte sich etwas Schreckliches ereignet haben!

Die Thür ging auf, und Franz sah seinen Carl rastlos wie den Wolf im Zoologischen Garten seinen Käfig durchmessen, vom Fenster bis zum Ofen und vom Ofen bis zum Fenster ging der geräuschlose Marsch auf Filzschuhen. Heilmann, scheinbar vor kurzem dem Bette entfliegen, war vom Gesellschaftsanzuge noch so weit entfernt, wie ein dem Ei eben entschlüpfter Kanarienvogel seinem vollen Federkleide.

„Eine fabelhafte Geschichte,“ rief der Sansculotte, „gut, daß Du kommst; der Gerichtsvollzieher hat mir alles versiegelt. Vor einer halben Stunde stehe ich mit etwas schwerem Kopfe auf und entdecke die Bescherung. Ich habe natürlich sofort zu dem Kerl hingeschickt. Ich weiß nicht, was das bedeuten soll, ich bin niemand etwas schuldig. Der Kerl soll sich in acht nehmen.“

„Aber so ziehe Dich doch erst an!“ wendete Franz begütigend ein, indem er den seiner Rüstung beraubten, grollenden Peliden erstaunt und bestürzt zugleich anstarrte. Aber da kam er schon an.

„Anziehen! Was denn?“ schnaubte der Maler in der Pose des Fuchters von Ravenna. „Der Wirt ist verreist, und das Untier von Portier hat die Sachen in Verwahrung genommen. Gestern habe ich den letzten Pfennig ausgegeben und kann die Rechnung nicht bezahlen; denn mein Chef liegt im Koffer. Der Koffer ist versiegelt, der Kleiderschrank ist versiegelt, die Kommode auch. Es ist ein Scandal, wo der Kerl nur bleibt! Als ich heute früh nach der Bedienung klingelte, erzählt mir der Kellner, was gestern in meiner Abwesenheit geschehen ist. Ich traute meinen Augen nicht.“

Carl stieß wütend mit dem Fuß an den Koffer, auf dessen Schloß der berühmte weiße Adler im blauen Felde prangte.

„Aber warum in aller Welt?“ fragte Franz.

„Das frage ich auch.“

„Es muß doch ein Pfändungsprotokoll vorhanden sein,“ meinte Franz, der sich aus den Anfängen seines Atelierlebens eine unbestimmte Erinnerung an solche Urkunden bewahrt hatte.

„Pfändungsprotokoll! Das ist ja eben das Unglück! Das Zimmermädchen hat es heute früh dem Baron gezeigt, und der hat es an sich genommen.“

„Wer ist denn der Baron?“

„Mein Zimmernachbar, ein ganz famoser Kerl! Als ich noch schlief, ist er nach München gefahren; er ließ mich noch grüßen, er mußte in Familienangelegenheiten verreisen. Gestern nacht hatten wir im „Roten Meer“ gründlich zusammen gekneipt. Es ist zum Verzweifeln, wo der Gerichtsvollzieher nur bleibt!“

„Wie heißt denn der Baron?“

„Baron von Schwarz,“ erwiderte Carl und schien im Klange dieses Namens Beruhigung für seine Aufregung zu finden. Ja, das war ein Prachtmensch, der konnte erzählen, der hatte die Welt gesehen. Kurz, das vom Schwerte der heiligen Justitia so unversehens getroffene Opfer ließ sich beschwichtigen, Franz that Geld aus seinem Bbeutel, die Zimmerrechnung wurde beglichen und elegant, wie einem Modejournal entstiegen, machte sich Heilmann selbst auf den Weg, um den Gerichtsvollzieher herbeizuholen.

Hast Du die Wieze gesprochen, wollte Franz dem Enteilenden nachrufen; aber schon war er, „wie Gna im Fluge, jugendlich ungestüm“ die Treppe hinuntergeglitten. Sollte Wieze sich verlaufen haben?

Es klopfte. „Herein!“

In der Thür erschien Drummond, der Journalist. Er wollte Heilmann besuchen und beschäftigte sich zunächst mit dessen Cigarrenvorräten. Dabei hörte er sich mit satanischen Lächeln den melodramatischen Vortrag an, zu welchem sich Franz mit kläglichem Miene „auf erhabenem Pfühl,“ dem noch ungeordneten Bette, zurecht gesetzt hatte. Als aber der Name des Barons dem Gehege der Zähne entflohen war, sprang Drummond wie elektrifiziert in die Höhe.

„Das ist ja himmlisch!“ rief er aus und läutete nach dem Hausknecht.

„Sie werden sehen,“ erklärte er dem verblüfft dreinschauenden Maler, „wie geschieht die Muse des Lustspiels den Knoten der Verwicklung geschürzt hat. Der Knoten läuft sicher im Namen Schwarz zusammen. O, ich kenne ihn, es ist himmlisch.“

August Noack, seines Zeichens Hausknecht, trat jetzt auf und befandete, das Zimmermädchen Franziska habe ihm gesagt, der Herr auf Nummer 12 sei gepfändet worden. Dies habe er dem zur Zeit der Pfändung abwesenden Portier wiedererzählt und dieser habe gesagt, da werden wir wohl zusehen müssen, wie wir zu unserem Gelde kommen.

Trotz allen Nachforschens blieb August Noack bei seiner durchleuchteten Darstellung, und es wurde nunmehr die befragte Franziska zum Verhöre vorgefordert. Ehe dies jedoch beginnen konnte, trat eine neue Person in die Erscheinung. Sie war in dunkelblaues Tuch gekleidet und hatte silberne Knöpfe. Es war der Mann, welcher die Oblaten mit dem Reichsadler läßt aufgehen über Gerechte und Ungerechte.

„Sie haben mich rufen lassen?“ fragte er Drummond, der eine Verteidigungsstellung angenommen hatte. „Wollen Sie zahlen?“

„Nein!“ erklärte dieser, belustigt von der Ahnungslosigkeit des Gerichtsvollziehers. „Wen haben Sie denn eigentlich gepfändet?“

Der Beamte stutzte einen Augenblick.

„Nun, Sie oder den Herrn da. Ich habe im Auftrage von Wenzel u. Co. wegen einer vollstreckbaren Forderung von 450 Mark gepfändet.“

„Aber wen?“ rief Drummond.

„Den Baron von Schwarz,“ entgegnete der Mann des Geheges.

„Das dachte ich mir gleich!“ sagte Drummond trocken. „Aber Sie sind an den Unrechten geraten. Geben Sie die Sachen mir frei! Hier wohnt der Maler Carl Heilmann.“

„Aber das Mädchen dort,“ bemerkte der Gerichtsvollzieher, indem er auf Jungfer Franziska deutete, „sagte mir doch, hier wohnt der Baron. Ich habe in ihrer Gegenwart das Pfändungsprotokoll aufgesetzt und ihr eine Abschrift davon zur Weiterbeförderung an Herrn von Schwarz übergeben.“

Während dieser Auseinandersetzung hatte sich auch der Cerberus des Hotels eingefunden.

„Wie kommen Sie dazu zu sagen, daß hier der Baron wohnt,“ fuhr er die etwas blöde dreinblickende Franziska an. „Wo ist das Pfändungsprotokoll, Sie, Pute, Sie?“

„Ich bin ja noch nicht lange hier im Dienste,“ erklärte die Unglückliche weinend. „Ich glaubte doch, hier wohnt der Herr Baron, und da habe ich mich heute früh nicht hineingetraut. Und als dann der Herr auf Nummer 12 Lärm gemacht hat, da hat der Herr auf Nummer 11“ — „der Baron,“ schaltete Drummond ein — „mich gefragt, was los ist, und da habe ich es ihm gesagt und habe ihm das, das“ — „das Pfändungsprotokoll,“ ergänzte der Gerichtsvollzieher — „gegeben, und da hat er es gelesen und hat gesagt, die Sache wäre gut.“

Sie war es wirklich.

„Da soll ja ein Donnerwetter dreinschlagen!“ schrie der Portier und wurde von den Anwesenden in diesem Wunsche unterstützt. „Also zum Baron wollten Sie?“

„Natürlich,“ entgegnete der Mann, welcher der blinden Justiz seinen Arm geliehen hatte.

„Den werden Sie wohl nicht kriegen,“ sagte der Portier, „er ist heute vormittag mit einer Dame, die ihn abholte, nach München gefahren.“

„War sie in Hellblau?“ fragte Franz etwas kleinlaut.

„Stimmt,“ murmelte der Portier, „es war wohl so eine!“ und damit ging er auf seinen Posten, während der Gerichtsvollzieher sich und seine Sache dem unbefriedigten Carl, der jetzt über ihn hereinbrach, erklärte, und unter diesen Entschuldigungen die Siegel löste.

„Was ist eigentlich mit diesem Baron los?“ erkundigte sich Heilmann, als er inmitten seiner Freunde das Hotel verließ.

„Na, den kenne ich schon lange,“ erwiderte Drummond.

„Er ist das, was der Augenblick von ihm verlangt: Reporter, Schriftsteller, Agent, Rentier, je nachdem, was ihr wollt.“

Also auch Rentier! Carl dachte dabei an einen gewissen Hundertmarkschein, an eine schwache Stunde und an das unzerreißbare Band, das ihn von nun an mit dem Baron verknüpfen sollte.

„Ja,“ fuhr Drummond fort, „er gehört dem großen Orden derer an, welche «die Lilie auf dem Felde» zum Sinnbild erkoren haben. Sie halten das Gelübde der Armut unverbrüchlich. Schwarz lebt auch sonst wie ein Mönch, er schreibt nämlich, wie die Klosterbrüder weiland, die Bücher anderer ab. Ich kann aber leider nicht verschweigen, daß es in Feuilletonform geschieht. Schon in allen Stadtteilen bin ich ihm begegnet. Eines Tages taucht er im Westen auf und wird während mehrerer Monate ein geschätztes Mitglied irgend eines gewichtigen Stammtisches. Ich sage Ihnen, der versteht es, die Philister einzuwickeln, wie man zu sagen pflegt. Ge-

legentlich auch andere Leute; nicht wahr, Herr Heilmann? Eines Tages ist er verschwunden, Herr Heilmann. Dann sitzen die alten Germanen zu beiden Seiten des Stammtisches. Wo der Baron nur bleiben mag? fragt dann zuerst einer und vertieft sich in die Lösung dieses Problems. Wo er nur stecken mag? wiederholt ein anderer, und nachdem diese Frage wie ein Ball eine Woche lang hin und her geschlagen ist, werden die Mannesseele freier, ihre Sprache wird kühner, und schließlich spricht einer das erlösende Wort: «Er hat mich angepumpt.» Und siehe, in dem ehrwürdigen Stammlokal zeigt sich plötzlich das dort bisher nie bemerkte Phänomen des Echos. «Er hat mich angepumpt!» schallt es von allen Seiten zurück. Allah ist groß und Berlin auch. Während im Westen der Fall seine Kreise zieht, bis sie im Meere der Alltäglichkeit vergehen, sitzt der Baron schon wieder irgendwo im Norden der Stadt und dervetert nach erprobtem Rezept die Vertrauensseligkeit reichgewordener Pankower Bauern.»

So hatte denn Carl Heilmann dem Baron „das Reisegeld nach München“ gegeben. Ob es wohl Reisegeld war? Als der Maler nach seiner Rückkunft aus dem Kultusministerium strahlenden Auges seinen Freunden im Café Bauer erzählte, daß ihm ein Staatsauftrag in Aussicht gestellt sei, fuhr der Baron in Miezes hellblauer Begleitung — also augenscheinlich in Familienangelegenheiten — vorüber, nicht nach München, sondern hinaus zum Hindernisrennen an den Totallikator nach Westend. Er sah sehr unternehmend aus und strich seinen schwarzen Schnurrbart wohlgefällig; aber er grüßte nicht, als Mieze ihrem Freunde Franz freundlich mit der Hand zuwinkte, sondern starrte plötzlich gedankenvoll vor sich hin. Was sollte er auch in München! In Berlin giebt es ja das selbe Bier.

Schlesische Weber.

Von

Dr. Bruno Schoenlank.

Die Zustände der schlesischen Hausweberei haben kürzlich wieder einmal zu amtlichen Erhebungen geführt, deren Ergebnis von vornherein feststand. Mit Unerbittlichkeit vollzieht sich die Auflösung der hausindustriellen Betriebsform, und dieser Untergang entbehrt nicht der stillen Tragik. In dem letzten Hefte der vom Verein für Sozialpolitik herausgegebenen hausindustriellen Studien hat Dr. Gustav Lange, der sich seine wissenschaftlichen Sporen durch eine Darstellung des schlesischen Glasgewerbes verdient hat, neben anderen schlesischen Hausindustriellen auch der Lohnweberei eine so sachkundige wie eingehende Untersuchung gewidmet. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, einige wirtschaftspolitische Daten herauszugreifen, die als urkundliche Belege für das Elend der schlesischen Weberbevölkerung sich darstellen und eben deshalb ein eindringlicher Appell an die Gesetzgebung sind, die soziale Reform nicht bloß für die Fabrikindustrie, sondern auch für die Hausindustrie aus Worten und Vorschlägen in Thaten umzusetzen.

In 29 schlesischen Kreisen ist die Weberei als Hausbetrieb verbreitet. Im Jahre 1880 zählte man im Bezirk Landeshut noch 10481 Weber; aber die gewaltige Konkurrenz der großgewerblichen Maschinenweberei vernichtet Jahr für Jahr hausindustrielle Existenzen in großer Menge, die Webmaschinen setzen einen Handstuhl nach dem anderen frei, die Produktion

geht zurück, die ökonomische Position der Handweber verschlimmert sich von Tag zu Tage. In 1880 waren in diesem Bezirk noch 5948 Handstühle in Betrieb, 1888 nur noch 4227; der Wettbewerb des power loom, des Kraftstuhls, bringt sich einschneidend zur Geltung. Kein Gebiet bleibt verschont, und so zähe auch unter erschreckenden Entbehrungen der Hausindustrielle sein Terrain verteidigt, er muß doch am Ende zurückweichen. Die moderne Technik schafft immer neue Verbesserungen, und was gestern noch ein Privileg der Handweberei war, das wird heute rascher, besser und wohlfeiler von den tausendfingrigen Maschinen hergestellt. So trübt sich der Horizont für die Heimarbeiter mehr und mehr, die Arbeitsgelegenheit für die in unserem Gewerbe thätigen 45570 Personen (darunter 21085 weibliche Arbeitskräfte) nimmt stetig ab.

Die Hausindustriellen sind nur zum geringsten Teil in der Weise thätig, daß sie sich das Garn selbst anschaffen und die fertige Ware an den Händler verkaufen. Die erdrückende Mehrheit ist dem straffsten Verlagsystem unterworfen, sie arbeitet um Lohn im Dienste kaufmännischer Kapitalisten, der sogenannten Verleger, die entweder direkt oder durch den Vermittler (Faktor) mit den Webern in Verbindung stehen. Die Abhängigkeit des Webers vom Verleger ist eine absolute; er, sein Weib und seine Kinder, die alle thätig sein müssen, sehen sich auf Gnade und Ungnade dem Willen des Kaufherrn überliefert. „Der Weber,“ sagt Lange, „muß pünktlich seine Ware liefern, wenn er nicht sofortige Entlassung oder wenigstens Strafzüge vom Lohn gewärtigen will, er . . . verdient größtenteils weniger als der Fabrikweber. Er ist bei schlechtem Geschäftsgange viel eher der Gefahr der Arbeitslosigkeit ausgesetzt als jener . . . Er ist meist ganz einflußlos bei der Festsetzung der Arbeitsbedingungen, muß vielmehr in gewöhnlichen Zeiten sehr zufrieden sein, wenn er überhaupt beschäftigt wird, sei es auch gegen noch so jämmerlichen Lohn.“ Was nützt es diesen Armen, daß sie sich „Meister“ nennen, da ihr Los ein weit betrübenderes ist, als das der Fabrikproletarier, obwohl diese letzteren keineswegs günstig gestellt sind? Wer die Hausweberei als Hauptberuf ausübt, muß täglich seine fünfzehn bis sechzehn Stunden schaffen. Am frühen Morgen bei Licht fängt man an, abends gegen 10 oder 11 Uhr wird aufgehört. Ist starke Nachfrage nach Geweben, so sitzen die erwachsenen Familienmitglieder bis tief in die Nacht abwechselnd am Stuhl und stellen in fünf bis sechs Tagen ein Stück von 33 bis 34 Meter her, wozu sonst sieben bis acht Arbeitstage erforderlich sind. Daß eine solche Arbeitszeit Geist und Körper ruinieren muß, liegt auf der Hand. Regelmäßige Ruhepausen giebt es gar nicht, kaum bleibt so viel Zeit, um rasch die farge Kost hinunter zu schlucken. Der Wochenlohn schwankt seit Jahrzehnten, obwohl die Preise für eine Reihe wichtiger Lebensbedürfnisse, die Steuerzüge u. s. f. gestiegen sind, zwischen 5, 6, 7 bis 10 Mk., doch sind Beträge von 3,50 bis 4,50 Mk. nichts Seltenes. Im Durchschnitt verdient eine Weberfamilie wöchentlich nicht mehr als 6 oder 6½ Mk.! In dem Weblohn steckt auch der Lohn für das Spulen der Schußgarne, das die Frau und die Kinder des Webers in der Regel besorgen. Muß er fremde Arbeitskräfte für das Spulen, das Scheren der Kettengarne, für das Schlichten (das Bestreichen der Kettenfäden mit Kleister) annehmen, so erhalten dieselben — es sind meist Kinder oder alte Leute — 1 bis 2 Mk. Wochenlohn. In solch einer Weberstube sitzen oft der Vater, die Mutter, die Kinder, die Großmutter an der Arbeit, unermüdet die Hände regend, um das Leben kläglich zu fristen. Aus seiner Tasche hat der Weber für die Instandhaltung des Webstuhls mit Zubehör, für die Beleuchtung u. s. w. zu sorgen. Weit sind die Wege zum Verleger, und mit dem Liefern, dem Abholen der Garne wird manch kostbarer Arbeitstag veräumt.

Die Ernährung des Hauswebers besteht aus Kaffeejurrogaten (gebranntem Roggen, Cichorie &c.), aus Kartoffeln und Brot aus ordinärstem Roggenmehl. Ein Brot von vier bis fünf Pfund muß für eine vierköpfige Familie zwei bis drei Tage reichen. Zum Frühstück giebt es eine Mehlsuppe aus

schlim-
em Be-
4227;
ngt sich
t, und
Haus-
de zu-
e Ver-
Hand-
ler von
ich der
Arbeits-
D Per-
tig ab.
Teil in
en und
rückende
sie ar-
n, der
n Ver-
Die
te; er,
sehen
ufhernt
e Ware
igstens
größ-
lechten
t aus-
bei der
wöhn-
chäftigt
Was
da ihr
retarier,
Wer
e fünf-
gen bei
ed auf-
die er-
schleud
ick von
itsstage
Körper
pausen
e farge
ft seit
Lebens-
hen 5,
O Mk.
familie
Web-
ggarne,
gel be-
das
reichen
den —
bochen-
r, die
nüdlich
Aus
Web-
orgen.
n, dem
esurro-
n und
er bis
s drei
e aus

Wasser und Roggenmehl, nicht selten ohne Salz. Die Mit- tags- und Abendspeise sind Kartoffeln mit Kaffee oder Schmalz bzw. Veinöl, am Sonntag vielleicht einmal Kartoffel- oder Gerstenmehl-Klöße. Fleisch giebt es nur an hohen Festtagen, bisweilen giebt es Heringe; im Sommer sammeln die Kinder Beeren und Pilze.

Die Wohnungszustände sind gleichfalls unerfreulich; dicht zusammengedrängt in niedrigen, stickigen Räumen, die zum Ar- beiten, Wohnen, Kochen, Schlafen dienen, bei verschlossenen Fenstern leben die schlesischen Handweber ein freudloses Dasein, zu Grunde gerichtet durch die lange, aufreibende Sizarbeit, durch eine beklagenswerte Unterernährung, schlecht behaft, nach den Angaben des Breslauer Gewerbehygienikers Hirt leidet immer die Hälfte der Weber an irgend einer Krankheit: 70 Prozent aller Erkrankungen kommen auf die Atmungsorgane, darunter 30,7 Prozent auf chronische Bronchialkatarrhe und allein 25 Prozent auf die Lungenschwindsucht. Der unzu- reichende Verdienst der Weberfamilie hat einen niedrigen standard of life zur Folge, die Beschäftigung wie die Lebens- führung üben ihren unheilvollen Einfluß auch auf die Gesund- heits- und Sterblichkeitsverhältnisse der Kinder aus. In Lan- deshut, Lauban u. s. f., wo die Textil-Hausindustrie gedeiht, ist die Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahre die höchste, die im preussischen Staate überhaupt beobachtet wor- den ist. Im preussischen Staate wurden in den Jahren 1875 bis 1882 von 1000 Geborenen 40,8 totgeboren, und 224,7 starben bis zur Vollendung des ersten Lebensjahres; in dem schlesischen Weberbezirk Vorken wurden die entsprechenden Ziffern 72,1 bezw. 423,8. Die Kinder, unter den elendesten Verhältnissen geboren, werden künstlich ernährt, die Strophu- lose grassiert unter ihnen, der Mangel an Aufsicht — muß doch die Mutter daheim arbeiten oder das Kartoffeläckern bestellen — setzt sie den verschiedensten Fährlichkeiten aus.

Daß eine solche Arbeiterkategorie nicht bloß physisch, son- dern auch geistig verelenden und verkümmern muß, daß die Entartung immer weiter um sich greift und jede neue Ge- neration stumpfer und schwächerer macht, leuchtet ein. Aus der hoffnungslosen Misere sich aufzuraffen, fehlt ihnen die Mög- lichkeit, die wirtschaftliche, wie die physische. Die Verzweiflung treibt sie oft zum Selbstmord. Von je 1000 Gestorbenen endeten z. B. im Landbezirk Liegnitz 16,5 durch eigene Hand. Von den bekannten Selbstmordursachen fielen auf Nahrungs- versall, Arbeits- und Erwerbslosigkeit in Preußen 6,61, in Schlessien 7,59 Prozent. Ist es nicht eine grausame Ironie auf die moderne Civilisation, daß nach den amtlichen Feststel- lungen der preussische Sträfling, der hinter den Gittern am Webstuhl sitzt, hinsichtlich der Arbeitszeit, des Arbeitslohnes, der Ernährung und der Gesundheitsverhältnisse „im allgemeinen erheblich besser gestellt ist, als die Mehrzahl der freien Ar- beiter, namentlich die der Hausindustrie!“ Die Inzassen der Strafanstalten dürfen instruktionsmäßig nur zehn bis zwölf Stunden gewerblich beschäftigt werden, für den größten Teil derselben wird ein Bruttodurchschnittsverdienst von 50 Pfg. bis zu 1 Mk. erzielt, während der freie Hausweber sechzehn Stunden mit Weib und Kind um den gleichen Lohn sich plagt. Der Häftling ist zweimal wöchentlich Fleisch, bekommt täglich zweimal warme, reichliche Speise, darf täglich eine Stunde im Grünen sich ergehen, schläft in gut gelüfteten Räumen . . .

Die Stunde der hausindustriellen Webererei hat geschlagen, ihre Vernichtung wird in absehbarer Zeit eine vollendete That- sache sein. Die Sozialpolitik hat keinen Anlaß, das Ver- schwinden einer Betriebsweise, die derartige Zustände erzeugt, zu bedauern. Sie hat aber dafür zu sorgen, daß der Ueber- gang von der Heimarbeit zur Fabrikindustrie sich so vollzieht, daß die Arbeiterschaft geschont und in ihrer Situation gehoben werde, sie hat vorderhand die Kontrolle, welcher die Fabrik-

industrie unterliegt, auch auf die Hausindustrie auszudehnen, damit eine sorgfältige Gewerbeinspektion die schlimmsten Schäden beseitigt und die Umwandlung unter möglichst günstigen Auspi- cien für die Hausindustriellen beschleunige.

Wechselstrom oder Gleichstrom?

Die Kardinalfrage der Elektrizitätswerke.

von

W. Berdrow, Ingenieur. (Fortsetzung.)

Aber warum da noch ein Kampf zwischen Gleich- und Wechselstrom? Deshalb werden angesichts solcher Vor- teile nicht durchgängig Wechselstromcentralen mit Trans- formation der Spannung gebaut? — Nun, auch dieses System hat eben seine Fehler; freilich sind schon viele der ihm anfangs anhaftenden Mängel beseitigt worden, wie z. B. der Umstand, daß Wechselstromdynamos im Betriebe weit mehr Aufmerksamkeit und Regulierung bedurften wie Gleichstrommaschinen, daß ferner die Messung des Stromes, die zur Feststellung des Konsums an den einzelnen Verbrauchsstellen unerlässlich ist, hier lange ein ungelöstes Problem blieb, daß die Bogenlampen unruhiger brannten, als beim Gleichstrombetrieb und manches andere; doch bleiben vor allem noch zwei Uebelstände, welche der all- gemeinen Verwendung von Wechselströmen noch recht erheblich sind: das sind die bisher noch nicht oder doch unbefriedigend gelösten Aufgaben der Ladung von Accumulatoren und des Motorenbetriebes.

Über Accumulatoren ist in den letzten Jahren so viel ge- sprochen und geschrieben worden, daß ich mit wenigen Worten darüber hinweggehen kann. Sie bedeuten für die Elektrizitäts- werke daselbe, wie die Gasbehälter für die Gasanstalten. Der Betrieb einer Gasanstalt geht Tag und Nacht, Alltags und Sonntags ununterbrochen fort, und darin beruht nicht zum geringsten Teil ihre Rentabilität. In einem großen maschinellen Betrieb bedeutet nämlich jede Unterbrechung einen Verlust. So wie eine Maschinenfabrik nicht nur in der „Saison“ arbeitet, d. h. in der Zeit, wo gerade Absatz für ihre Erzeugnisse vor- handen ist, sondern auch die übrige stille Zeit hindurch, näm- lich auf Vorrat, so arbeiten auch die Gasanstalten, die Wasser- werke und unzählige andere Betriebe auf Vorrat. Nur die Elektrizitätswerke thun es größtenteils noch nicht. Ihre Ma- gazine würden die Accumulatoren sein; denn diese speichern durch einen chemischen Prozeß Electricität auf, um sie später wieder abzugeben, nur sind sie zur Zeit, was die Anforder- ungen an Einfachheit, Billigkeit und Betriebsicherheit betrifft, noch nicht ausgebildet genug, um allgemeine Verwendung zu finden. Doch werden sie ohne Zweifel noch weiter vervoll- kommt werden und alsdann eine wichtige Stütze der elektrischen Centralen bilden, d. h. derjenigen, die mit Gleichstrom arbeiten. Sie sind es heute schon bei vielen kleinen Stationen und in allerneuester Zeit auch bei einigen größeren städtischen Anlagen. So hat in Berlin die vortreffliche Beleuchtungsstation des neuerbauten Krankenhauses am Urban, welche etwa eihundert Glühlampen und achtundzwanzig Bogenlampen unterhält, eine ziemlich bedeutende Accumulatorbatterie erhalten, welche es ge- stattet, bei Tage und spät nachts, wenn nur ein Teil der Lampen funktioniert, den kostspieligen Maschinenbetrieb ganz zu unterbrechen. Noch rationeller würde es sein, wenn die Maschinenanlage, welche etwa hundertvierzig Pfd. beträgt, entsprechend schwächer wäre und durchgehend arbeitete, in den Stunden starken Lichtverbrauchs unter Beihilfe der Batterie, während in der Zeit schwachen Konsums die überschüssige Ma- schinenkraft zum Laden derselben benutzt würde. Eine ältere Anlage mit Accumulatorbetrieb ist die Blockstation in der Neuen Friedrichstraße. An großen städtischen Anlagen sind Accumulatoren für die Centralstationen in Königsberg,

Stassfurt und Barmen teils ausgeführt, teils projektiert, und man verspricht sich für die Zukunft noch viel von diesem wertvollen Hilfsmittel der Elektrizitätswerke.

Dieses Vorteils nun entbehrt das Wechselstromsystem gänzlich; man kann durch einen Strom von stetig wechselnder Richtung wohl die einfache Wirkung der Wärmeerzeugung hervorbringen; aber für die komplizierten chemischen Vorgänge im Accumulator taugt nur der Gleichstrom. Eine Wechselstromanlage muß also beständig, solange auch nur ein einziges Glühlämpchen in der Stadt brennt, mindestens eine ihrer Maschinen in Betrieb haben, ohne die von derselben hierbei überschüssig erzeugte Kraft irgendwie verwenden zu können; andererseits müssen so viel Dynamos vorhanden sein, daß dieselben auch dem größten, innerhalb eines Jahres stets nur einmal, am 23. oder 24. Dezember, eintretenden Bedarf genügen; während eine Anlage mit Accumulatoren mindestens um ein Drittel kleiner sein dürfte und darum auch billiger herzustellen wäre, d. h. wenn erst der Preis der Accumulatoren wesentlich niedriger geworden sein wird. Dies ist der schwerste Mangel des Wechselstromsystems; weniger von Bedeutung, weil gegründete Aussicht zu seiner baldigen Beseitigung vorhanden, ist die Schwierigkeit des Motorenbetriebs. Zwar ist es schon gelungen, durch Wechselstrom Elektromotoren zu treiben, wie das ja in der Natur der Sache liegt; denn da in den Dynamomaschinen beider Systeme lediglich mechanische Arbeit in Elektrizität umgesetzt wird, so muß es auch möglich sein, diese elektrische Energie wieder in die Form mechanischer Bewegung zurückzuführen. Wie indessen die Wechselstromdynamos noch lange nicht den hohen Grad von Vollkommenheit erreicht haben, den ihre Rivalen beispielsweise in den riesigen, von Siemens und Halske hergestellten Dampfdynamos in den neuen Berliner Centralstationen aufweisen, so liegt auch die Technik der Wechselstrommotoren noch ziemlich im Argen. Der Wirkungsgrad derselben ist ein niedriger, das Anlaufen geschieht nicht von selbst und ist von einem bedeutenden Funkenprühen begleitet, und so haften ihnen noch einige Mängel an, die der ältere Gleichstrommotor bereits überwunden hat. Nun könnte es scheinen, als ob dies für die Errichtung von Centralstationen ohne Belang sei; denn bis jetzt ist allerdings der Motorenbetrieb von elektrischen Centralen aus, wie die Berliner Elektrizitätswerke in ihren Jahresberichten selbst zugeben, noch von sehr geringem Umfang, trotz der großen Zugeständnisse, die die genannte Gesellschaft den Konsumenten elektrischer Energie zwecks des Maschinenbetriebes zugebilligt hat. Doch kann sich dieses Verhältnis in kürzester Zeit ändern und zwar durch die Einführung des elektrischen Betriebes der Straßenbahnen. Diese würden, in Berlin allgemein durchgeführt, einen beträchtlichen Teil der Energie, die uns in den Centralen zur Verfügung steht und die bisher tagsüber fast gänzlich latent bleibt, konsumieren und dadurch dieselben in weit höherem Grade zu lohnenden Unternehmungen machen, als sie es bisher sind. Man kann sagen, daß das in den Elektrizitätswerken angelegte Kapital jetzt nur in den wenigen Abendstunden arbeitet und sich verzinst, während es, um vorteilhaft angelegt zu sein, ohne Unterbrechung arbeiten müßte. Dieses Ziel würde erreicht sein, wenn die Dampfessel und die Dynamos in regelmäßig fortwährendem Betriebe wären; tagsüber würde der Strom für die Straßenbahnen und die für Fabrikzwecke angeschlossenen Motoren zu liefern sein, während die überschüssige Kraft in die Accumulatorbatterien zu leiten ist; wenn bei steigendem Lichtverbrauch am Abend der Strombedarf größer und größer wird, hat man die ganze Energie der Dynamos in die Leitungen zu senden und, wenn dieselbe nicht mehr genügt, allmählich die in den Batterien aufgespeicherte Elektrizität hinzuzufügen, bis in den späteren Abendstunden, wenn das Licht in den Verkaufsläden und Comptoirs, dann in den Wohnungen, Theatern und Restaurants allmählich wieder erlischt, die Accumulatoren nach und nach wieder auszuschalten sind. In den späten Nachtstunden endlich, wo der ganze Strombedarf sich auf einen Teil der Straßenbeleuchtung, einige Nacht-Cafés

und hier und da eine Lampe im Privatgebrauch beschränkt, werden schon eine oder wenige Dynamos demselben genügen, und man hat die Kraft der übrigen in die während der Abendstunden fast ganz entladenen Accumulatoren zu leiten, bis sich dann am Morgen mit der Eröffnung des Straßenbahnbetriebes derselbe Cirkel wiederholt. Hierbei würde allerdings die Zahl der im Betriebe befindlichen Dynamos von den Tagen des größten Lichtverbrauchs im Dezember bis zu den hellen Monaten Juni und Juli stetig sinken und alsdann ebenso regelmäßig steigen, daselbe ist ja auch mit der Zahl der angeheizten Öfen in den Gasanstalten der Fall; ja, durch den Sommer und Winter hindurch gleichbleibenden Kraftbedarf der Motoren würde sich der Betrieb der Elektrizitätswerke sogar noch regelmäßig gestalten, wie der der Gasanstalten, bei denen die Gasmotoren bisher nur eine verschwindend kleine Rolle spielen und die daher in der Zeit der hellsten Tage nur einen minimalen Betrieb ertragen.

Der maschinentreibenden Energie des elektrischen Stromes wird sich in Zukunft vielleicht noch eine andere Benutzung eröffnen, nämlich die Bewegung von Fahrzeugen zur Beförderung von Briefen und Paketen, etwa in der Weise, wie es jetzt, freilich im kleinsten Maßstabe, durch die Rohrpost geschieht. In Berlin fällt sogleich die große Menge jener gelben Postwagen auf, die, ohne vor Privathäusern anzuhalten, die Stadt nach allen Richtungen in schnellem Trabe durchziehen und den Paket- und Brieftransport zwischen den Bahnhöfen und den einzelnen Postanstalten, sowie den letzteren unter sich vermitteln. Bei dem ohnehin schon übermäßig anwachsenden Wagenverkehr in den Straßen Berlins bilden diese Postwagen, zumal sie bei ihrem schnellen Fahren und als behördliche Institute besondere Berücksichtigung seitens der übrigen Fuhrwerke beanspruchen, ein nicht unwesentliches Hindernis, und sie werden sicherlich später durch mechanische Beförderungsmittel ersetzt werden. Es würden hierzu schon Röhren von dem Durchmesser der Hauptleitungsröhren für das Leuchtgas, wie sie sich jetzt unter den Berliner Straßen hinziehen, genügen; diese, innen mit einem Schienenpaar versehen und von sich ihnen anpassend geformten Brief- und Paketwagen befahren, würden für den internen Postverkehr einer Großstadt vollkommen hinreichend sein und denselben an Schnelligkeit und Betriebsicherheit unvergleichlich fördern.

(Schluß folgt.)

Dagoberts Traum.

Eine Skizze

von

Anna Bock.

(Schluß.)

Nun kam eine — ach — berauschend himmlische Gestalt auf mich zu. Feurig süße Strahlen entströmten ihren Augen; duftig umwehte mich ihr Odem. Weich wie Sammet waren die Arme, mit denen sie mich umfing. Hingebend legte sie sich in meinen Arm, während wir tanzten.

„Mir,“ flüsterte sie zärtlich, „bleibst Du treu! Ich bin die Liebe!“

Einen Augenblick fast glaubte ich's auch.

Sie war süß — sie war weich — sie war warm — sie war engelshön!

Aber ich glaubte nicht mehr — ich träumte nicht mehr — ich hoffte nicht mehr — — — nein; auch sie konnte mich nicht mehr fesseln! Herab riß meine Hand die rosige Wolke.

Sie wehrte sich — sie jammerte — — „Du wirst es bereuen!“ rief sie aus. — — — —

Und ich bereute es — denn in demselben Moment, da meine Hand den Schleier herabzog, schien mir wieder die sonderbare Wandlung in meinem Innern sich zu vollziehen. Eine grenzenlose Ernüchterung bemächtigte sich meiner. Selbst ohne ihr Gewand war sie noch schön — aber sonderbar — sie fesselte, sie berauschte mich nicht länger! — Ich hatte sie genossen — und nun begehrte ich sie nicht mehr; der Rausch, welcher sich meiner bei ihrem Anblick bemächtigt hatte, flog davon im gleichen Moment mit ihrem Gewande — — und statt seiner überkam mich eine fast stumpfe Gleichgültigkeit! „Geh — geh!“ sagte ich zu ihr, „wenn das alles ist, was Du mir zu bieten vermagst, so brauche ich Dich nicht.“ — —

Sie schauderte zusammen unter meinen herzlosen Worten und Blicken — und verschwand. — — —

Eine stand noch da, eine üppige, herrliche Gestalt. Ich trat auf sie zu. Sie blendete mich fast — verwirrte meine Sinne. Zauchend vor Lust warf sie sich in meine Arme. „Mir gehörst Du!“ rief sie unter bacchantischem Lachen. „Ich bleibe Dir — und Du bleibst mir! Mich wirst Du nicht fortjagen.“

Ich tanzte länger mit ihr als mit allen anderen! —

Ja, sie war wunderbar! Mit tausend süßen Lockungen nahm sie alle meine Sinne gefangen.

„Wie heißt Du?“ fragte ich endlich.

„Ich bin der Genuß,“ rief sie frohlockend aus. Und triumphierend fügte sie hinzu: „Von mir kannst Du Dich nicht trennen!“ —

Fast glaubte ich's, fast wünschte ich's, daß sie recht behielte. Aber ich war kalt, stumpf und frech geworden!

„Wir wollen sehen,“ rief ich wild. Herunter flog die Wolke. Und ich — schüttelte mich vor Entsetzen!! — Wo blieb nun die blendende Schönheit, der bestrickende Reiz von vorher? Mit der Rosenwolke zugleich war er abgestreift, und nun sah ich sie, so wie sie wirklich war! — O, wie verlor ich — wie frech — wie schrecklich — wie geistlos war der Ausdruck ihres Gesichts! Wie aufgeschwemmt und widerlich ihre Gestalt! Ein Gefühl des plötzlichen Übelbefindens überkam mich bei ihrem Anblick! — Der Efel schüttelte meine Glieder! Weg — nur hinweg mit diesem Weibe, das mich von neuem mit verlangenden Blicken und Gebärden in seine Arme ziehen wollte. — —

„Auch mit Dir bin ich fertig,“ rief ich aus, und aus dem Hintergrunde hörte ich leise jammern und weinen. — —

Die Reihe der rosenfarbenen Gestalten war zu Ende. Ich blickte mich um.

„Mit wem tanze ich nun?“ fragte ich.

„Mit mir!“ antwortete eine furchtbare Stimme. Und ein schwarzgekleidetes, ein entsetzliches Weib trat auf mich zu.

Huh! — Wie knochig, wie häßlich, wie fürchterlich, wie unheimlich war sie! Wie sie die großen, schrecklichen Zähne fletschte! Wie fest sie mich mit ihren Knochenarmen umfaßte!

Ich tanzte mit ihr — aber ich konnte mich eines Gruselns nicht erwehren. Sie preßte mich so fest in ihre Arme — — so fest — — der Angstschweiß perlte mir auf der Stirne — — wie gerne wäre ich ihr entronnen! — —

„Wer bist Du, fürchterliches Weib?“ rief ich voll Entsetzen.

„Ich bin die Verzweiflung,“ antwortete sie grinsend, „und mir bist Du anheimgefallen; denn von jenen allen hast Du nichts wissen wollen! Mir gehörst Du unwiderruflich; denn ich bin stärker als jene — ich lasse mich nicht fortjagen — ich lasse Dich nicht mehr los!“ —

Da ergriff mich eine rasende Wut.

„Dir anheimfallen? Dir gehören, Du scheußliches Weib? Niemals!“

Und während wir tanzten, rangen wir miteinander. Es war kein Tanz mehr — es war ein Kampf, — ein stummes, wildes, wahnsinniges Ringen.

„Auch hinter Dir steckt noch etwas anderes,“ rief ich aus, während ihre Knochenfinger mir die Brust zu zerfleischen suchten — — „ich bin davon überzeugt!“

„Nein,“ keuchte sie, indem sie von neuem mich zu umschlingen versuchte. „Nein — nichts! Aber mir gehörst Du, — mir allein.“

„Nie!“ rief ich entsetzt, „ich will Dich schon bemeistern,“ und von neuem rangen wir miteinander; endlich warf ich sie zu Boden; in ohnmächtiger Wut fletschte sie die fürchterlichen Zähne. Aber als Sieger stellte ich ihr den Fuß auf die Brust — und siehe — zischend entfuhr derselben eine giftige Schlange!

„Wenn sie Dich umringelt, gehörst Du mir für immer,“ stöhnte die besiegte Verzweiflung. — — —

Nachtschwarz ward's in meinem Herzen — nachtschwarz ward's vor meinen Augen!! Aber mit einem glücklichen Griff packte ich die Natter, drückte sie zu Boden und zertrat ihr den Kopf. „Wahnsinn“ — stand in großen Buchstaben auf ihrem Körper.

Auch seiner war ich Herr geworden!

Wutentbrannt entfloh die Verzweiflung.

Neben mir stand eine dürre, hohe, schwarze Gestalt. Es schien ein Mann zu sein. An der Sense, die er in der Hand hielt, erkannte ich ihn. Es war der Tod! — Ihm gegenüber stand ein Weib mit unverhülltem Gesicht. Sie war nicht schön — nicht häßlich; nicht verlockend — nicht abstößend; einfach reizlos, anmutslos, profaisch, langweilig. Sie war weder in duftiges Rosa noch in schwermütiges Schwarz gekleidet — sondern in ein häßliches, reizlos graues Gewand gehüllt. Leidenschaftslos, ruhig, ohne jede Erregung blickte sie mich an. Ah! — mir graute vor ihr — ich wußte nicht, wer sie war — aber nein — dann tausendmal lieber zu dem schwarzen Knochenmann mit der Sense. Er soll mich erretten! — „Dir gehöre ich,“ sprach ich, und trat auf ihn zu.

„Mit nichten,“ antwortete er freundlich grinsend. „Mir gehörst Du doch sowieso, aber erst später. Du hast Wut — Du bist mit all den rosigten Engeln fertig geworden — Du bist sogar Herr über die Verzweiflung geworden — Du wirst auch noch mit jener dort fertig werden — bis ich Dich hole!“

„Mit der Grauen dort drüben?“ fragte ich schauernd.

„Zawohl,“ nickte er bestätigend. „Hättest Du die Verzweiflung nicht überwunden — hättest Du Dich von ihr besiegen lassen — — dann wäre ich Dir zu Hilfe gekommen; dann hätte ich Dich in meine Arme genommen und Dich errettet. Aber Du hast Wut; Du kannst und mußt Dich mit jener noch behelfen, bis ich Dich ihr entreiße. Sie wird Dich auch zur Wahrheit führen.“

„Und wer ist sie?“

„Sie ist Dein jetziges Leben; so wie Du dir's gewünscht und dir's geschaffen," gab er zur Antwort. „Geh' nun zu ihr; dieser gehörst Du jetzt.“

Und ich ging. Ich wollte die reizlose Gestalt umfassen — sie küssen — aber ruhig, leidenschaftslos wies sie mich zurück. „Das ist nicht nötig," sagte sie; „Du brauchst mich nicht zu lieben; das verlange ich nicht. Nur ruhig und vernünftig ertragen mußt Du mich.“

„So tanze mit mir!" rief ich.

„Auch das nicht," entgegnete sie ruhig. „Mit mir tanzt man nicht! Mit Tanz und Freude — Jugend — Glaube — Liebe — Hoffnung — und Genuß bist Du fertig! Siehe da — dort stehen zähneklappende die Gespenster aller dieser. Du hast sie alle gewaltsam getötet. Nun bleibe nur ich Dir; ich bin die Prosa des Lebens — und ich führe Dich — denn mutig genug bist Du, wenn auch unflug — zur Wahrheit.“

Und sie nahm mich bei der Hand und führte mich hin zu der mächtigen Gestalt, die ihre Schleier und Hüllen von sich warf und nun ganz nackt vor mir stand. Aber selbst die Strahlen, welche von ihrem Körper ausgingen, waren nicht im stande, mich zu blenden. Ich ertrug sie ruhig und ohne mit der Wimper zu zucken. Ohne jede Erregung betrachtete ich die gigantische Gestalt und dachte: Kein Wunder, daß auf sie kein Flecken fallen kann! Kein Wunder, daß sie ewig rein und keusch bleibt! Kein Sterblicher würde diesen Leib umfassen wollen — kein Sterblicher diese blaffen, ruhigen Lippen küssen — kein Sterblicher sie besitzen wollen! — —

Ruhig betrachtete ich sie — und hoheitsvoll lächelte sie auf mich herab.

„Kannst Du meinen Anblick ertragen?" fragte sie alsdann.

„Ja," sagte ich, „er ist gar nicht einmal so fürchterlich, wie ich geglaubt. Nur so mächtig — so überwältigend groß und streng! Sage, warst Du immer so?"

„Immer!" antwortete sie ruhig und unbewegt. „Immer! Ich bleibe mir stets gleich! So war ich — so bin ich — und so bleibe ich bis ans Ende aller Tage!" —

„Immer so unerschütterlich fest, ruhig und leidenschaftslos?" fragte ich schaudernd.

„Immer!" antwortete sie wiederum; „und so mußt auch Du jetzt werden! Du hast alles andere von Dir abgeschüttelt; nun mußt Du Priester in meinem Tempel werden — und mich — nur mich anbeten!" —

Ein Grauen schüttelte mich.

„Immer nur Dich?"

„Gewiß!"

„Aber kommen denn auch andere je zu Deinem Tempel?"

„O ja; aber sie sind klüger als Du.“

„Inwiefern?"

„Du hast unflug gehandelt; denn Du bist noch jung und hättest noch jahrelang mit den reizenden, rosenfarbenen Gestalten Dich freuen können. Sie gehören zu Dir und Deinem Alter. Allmählich wären sie dann ganz von selbst blasser und blasser geworden und Dir entschwinden — aber Dein ganzes ferneres Leben hindurch hätten Dich ihre Genien als süße Erinnerungen begleitet! — Sieh dort jenen Greis! Siehst Du — auch er ist in meinem Tempel — aber er sieht glücklich und zufrieden aus, nicht wahr? Siehst Du die rosen-

farbenen Engelein, die ihn freundlich umspielen — ihn trösten und erheitern? Das sind seine guten Genien — das sind seine Jugenderinnerungen! Ruhig und sanft sind sie eines natürlichen Todes gestorben — und doch bleiben sie für ihn ewig lebendig! Du aber hast die Deinen mit rauher Hand selbst getötet — lange, lange vor der Zeit! Du hast das Glück und die Freude, die Liebe, die Hoffnung, den Genuß und die Illusionen der Jugend — alle, alle hast Du mit frevler Hand gemordet, und wenn sie Dir je wiederkehren, so thun sie es nur als grimme, zähneklappende, jammernde Gespenster! Aber Du wolltest sie ja nicht mehr. Du wolltest ja Wahrheit schauen. Nun schaust Du sie — macht Dich der Anblick glücklich?"

„Nein, nein!" stöhnte ich.

„Weil es eine Unnatur war — und weil ich die Stimme der Natur bin," antwortete das gigantische Weib — „und schon — siehst Du — schon rächt sich an Dir die Natur. Noch lange mußtest Du mit den rosenbefränzten Illusionen tanzen, bevor Du zu mir kamst. Du bist zu früh — viel, viel zu früh gekommen!"

Schluchzend warf ich mich zu ihren Füßen nieder.

„So gieb mich wieder frei," flehte ich; „laß mich noch einmal zurück. Mache sie noch einmal lebendig, alle, die ich mit frevler, übermütiger Hand gemordet. Ich will sie in meine Arme nehmen — an meine Brust sie drücken — sie hegen und pflegen." — —

„Zu spät, zu spät!" entgegnete sie mit ihrer unerschütterlichen Ruhe, „Du gehörst uns — uns allein — Deinem jetzigen Leben und mir.“

Und die graue, anmutslose Gestalt, die mein Leben nun war, trat auf mich zu und streckte die Hand nach mir aus; — — in Verzweiflung sprang ich auf — — über mir in den Lüften hörte ich leises Jammern und Wehklagen; ich wußte, es waren meine Gemordeten, die vor dem Richterstuhl des Höchsten mich verklagten. — — —

„Laß mich fort!" rief ich aus. „Nein, ich kann Deinen Anblick nicht ertragen — ich will ihn nicht ertragen — und wie wahnstimmig verbarg ich mein Antlitz in den Händen. In dessen — die Strahlen, die von ihrer Gestalt ausgingen, drangen durch und durch in meine Augen hinein. — — — —

„Es ist zu spät!" sagte sie noch einmal — und das Leben packte mich an den Schultern; — ein Schauder durchrieselte mich — ein Verzweiflungsschrei entfuhr mir — — — —

Kollektiv-Eigentum oder Individualbesitz.

von

Prof. Dr. Ludwig Stein (Zürich).

Sie haben bisher folgendes festgestellt: Der Gedanke des Eigentums, d. h. der Aufspeicherung von Gütern für die Zukunft, entsteht erst im vorgeschrittenen Stadium der Wildheit und hat zunächst bewegliche Güter, wie Nahrungsmittel, Gerätschaften, und nach der Domestikation der Tiere den Viehbestand zum Inhalte. Sobald aber die Viehzucht als Reichthumsquelle entdeckt wird und das Weide-

land demzufolge Wert und Bedeutung gewinnt, vollzieht sich der Übergang vom beweglichen zum unbeweglichen Besitz. Un-
fänglich gehören beide dem Tribus, und nur diesem, da der
Gedanke des individuellen Eigentums sich auf dieser Stufe
offenbar noch nicht Bahn gebrochen hatte.

Den Entwicklungsgang des Privateigentums aus dem
primitiven Kollektivbesitz haben wir uns etwa in folgender Weise
zu denken. Je mehr eine Gens Eigentum, sei es an Vieh-
bestand erworben, sei es an feinsten Triften erjessen hatte,
desto mehr war er Gegenstand des Neides seitens der benach-
barten Gentes. Der primitive Ausdruck für Neid heißt Raub-
zug. Und so war denn jede Gens mit wachsendem Vermögen
darauf angewiesen, sich ihrer Haut zu wehren. In solchem
stationären Kriegszustand aber mußte selbst die kümmerlichste
Logik den Gedanken an einen Häuptling zeitigen, der ver-
möge seines Ansehens eine gewisse Autorität besaß und da-
durch in der Lage war, Zucht und Ordnung aufrecht zu erhalten.
Ausschlaggebend bei der Wahl eines solchen Häuptlings war
natürlich die physische Kraft. Denn zu jener Zeit, als man
die Kriege noch nicht im Generalstabsgebäude vorausplante,
sondern mit der rohen Faust und brutalen Gewalt führte, war
die physische Kraft das höchste, vielleicht einzige Übergewicht, das
ein Mensch über alle anderen besaß. Man kann darum mit
vollem Recht von einer „Aristokratie der physischen Kraft“
sprechen, wie sie sich noch in den griechischen Mythen über
Herakles, Theseus u. a. spiegelt. Dieser Kultus der physischen
Kraft, wie er auch in den Athletenpielen und Ringkämpfen
der Griechen und Römer zum Vorschein kommt, reicht noch
ziemlich weit in die Kultur hinein, ja dem letzten Überbleibsel des-
selben begegnen wir sogar noch heute auf dem studentischen Fecht-
boden. Aber freilich haben schon Griechen wie Xenophanes und
Sokrates gegen eine solche einseitige Verehrung der Körperkraft
lebhafte protestiert. Selbstverständlich nimmt dieser halb bar-
barische Kultus mit dem Steigen des geistigen Niveaus der
Menschen proportional ab. Wenn eine Pygmaënsfigur wie
Windthorst ein gut Stück deutscher Geschichte machen und
eine Zwergegestalt wie Ranke sie so glänzend schreiben kann,
dann sinken Reckenhaltung und Hünenfigur naturgemäß nur
zu nebensächlichen Attributen herab.

Im Zustand der Barbarei jedoch, da man den Maßstab
der Intelligenz noch gar nicht ahnte, war es nur natürlich,
daß die Körperkraft das alleinige Kriterium der Tüchtigkeit
und das ausschlaggebende Moment bei der Wahl zum Häupt-
ling war. Der Häuptling aber war es, der zum erstenmal in
das primitive Kollektiv-Eigentum Brüche geschlagen hat. Es
lag eben sehr nahe, daß er sich für besondere Leistungen, die
er der Gens erwies, entsprechende Belohnungen ausbedungen,
bezw. sich selber zudekretiert hat. So hatte, wie Post meint,
der Häuptling ein Recht auf alle Urtellsvollstreckung zustehen, auch
dann, als die Institution der Ehe längst eine festere Gliede-
rung gewonnen hatte. Er war und ist z. B. bei den Hotten-
totten heute noch das verkörperte Recht und Gesetz, sofern ihm
allein Rechtsprechung und Urteilsvollstreckung zustehen. Aber
noch mehr. Der Häuptling war nicht bloß das rechtliche und
politische Oberhaupt, sondern gleichzeitig der geistliche Führer
der Clans. Post weist eben darauf hin, daß die ersten Häupt-
linge wohl auch die ersten Priester gewesen sind. Danach er-
scheint die alte und veraltete Hypothese Epikurs, daß die Re-
ligionen eine Erfindung kluger Könige bezw. Häuptlinge sind,
die sich derselben zur Erhöhung und Sicherung ihrer Macht-
stellung bedienten, in einer neuen Beleuchtung.

Jetzt werden wir in der Lage sein, die Spuren jenes
Weges aufzudecken, den das Eigentum in seinem Übergange
vom Kommunismus zum Individualismus zurückgelegt hat,
und es wird uns dies eine neue Bestätigung jenes von Spencer
formulierten Gesetzes der Integration und Desintegration bieten,
wonach es in der Tendenz aller Naturvorgänge liegt, daß die
organischen Gebilde aus dem ursprünglichen Zustande der unter-
schiedslosen Gemeinjamkeit hinausstreben und sich möglich in-
dividualisieren. Mit der Wahl des ersten Häuptlings, die

ihrerseits wieder ein notwendiges Produkt der damaligen Struktur
des sozialen Körpers war, beginnt der Prozeß der Differen-
zierung des Eigentums. Es war dies gleichsam der soziale
Sündenfall.

War nun das Privateigentum zunächst bei den Häupt-
lingen entstanden, so war damit der Anlaß zu einer weiteren
Differenzierung des Eigentums gegeben. Denn die Häuptlinge
waren selbstverständlich darauf bedacht, das ererbete Besitztum
ihren Leibeserben zu hinterlassen, um diesen folchergestalt ein
Mittel an die Hand zu geben, die Herrschaft in der Familie
zu behaupten. Neben die physische Kraft tritt nun der Reich-
tum als zweites Mittel politischer Machtstellung. Mit der
Vererbung des Privateigentums seitens der Häuptlinge an ihre
Leibeserben beginnt gleichzeitig die soziale Differenzierung in
Stände. Im Wildheitszustande und wohl auch noch im ersten
Stadium der Barbarei gab es keine Klassen, Kasten oder Stände,
vielmehr herrschte hier ursprünglich wie ein geschlechtlicher und
ökonomischer, so auch ein gesellschaftlicher Kommunismus. Die
Urfamilie stellt sich uns als eine ungeschiedene Einheit dar, in
welcher keinerlei Rang- oder Standesunterschiede auseinandertraten.
Und so war denn auch für die gesellschaftliche Differenzierung
die Wahl des ersten Häuptlings ungefähr das, was nach der
Bibel der Apfelbiss Evas bedeutete. Es entsteht die erste ge-
sellschaftliche Auscheidung in der Form eines erblichen Ge-
schlechtsadels, der sich zunächst an Häuptlingsfamilien heraus-
bildete, der aber mit zunehmendem kriegerischen Geist immer
weitere Kreise zog, sofern die Erhebung in den erblichen Ge-
schlechtsadel allenthalben als Belohnung für kriegerische Aus-
zeichnungen auftritt. So gehen nun gesellschaftliche Differen-
zierung und Desintegration des Eigentums Hand in Hand.
Hervorragende Krieger werden von den Häuptlingen für ihre
Verdienste neben der Erhebung in den Adelsstand mit einem
Teil der Kriegsbeute belohnt. Jetzt haben also nicht bloß die
Häuptlinge, sondern auch deren Kriegsführer und Räte Privat-
eigentum. Sehr bald stellt sich der Priesterstand mit der An-
eignung privater Besitztümer ein. Und so entwickelt sich ein
Stand nach dem anderen, indem er sich von der ursprünglich
ungeschiedenen Masse losbröckelt und nach dem sozialen Gesetz
der Integration und Differenzierung auflöst.

Schon am Ausgang der Barbarei hat sich eine solche
Aristokratie, d. h. eine Auslese von Individuen, vollzogen.
Wenigstens zeigen unsere ältesten Dokumente, die Hieroglyphen
in Ägypten, das Alte Testament und Homer, einen Gesellschafts-
zustand, in welchem die soziale und ökonomische Differenzierung
ziemlich weit fortgeschritten ist. Hier wird Privateigentum,
auch an Grund und Boden, schon vorausgesetzt, wie das Bei-
spiel von Abrahams Ankauf des Grabhügels beim Tode seiner
Frau von den Söhnen des Heth beweist. Solon hinterläßt
sogar ein Testament. Kurzum, trotz aller durchsichtigen Über-
reste des primitiven Kommunismus, wie wir sie in Indien
und China in einzelnen Institutionen noch deutlich verfolgen
können, wie sie uns aber auch bei den drei geschichtlich bekann-
testen Kulturvölkern des Altertums — im Tribus der Grie-
chen, im Jubeljahr der Hebräer und im ager publicus der
Römer — entgegentreten, unterliegt es keinem Zweifel, daß
die historisch zu ermittelnde Kultur das Privateigentum nicht
bloß in ausgedehntem Maße kennt, sondern sogar als Regel
voraussetzt.

Es fragt sich nun, ob das Privateigentum, das ja, wie
wir gesehen haben, mit naturgesetzlicher Notwendigkeit vermöge
der allgemeinen Tendenz nach Differenzierung sich aus dem
primitiven Kommunismus herausgeschält hat, die letzte und
höchste Etappe der Eigentumsentwicklung bedeutet, etwa wie die
Monogamie die naturgemäß oberste Form der geschlechtlichen
Evolution ist, oder ob eine weitere Entwicklung über das Privat-
eigentum hinaus denkbar wäre, ohne daß man Gefahr lief, die
ganze Welt bei einem etwaigen industriellen Typus in
eine große Fabrik, oder bei einem vorwiegend kriegerischen
Typus in eine große Kaserne oder gar bei wachsender „Gläu-
bigkeit“ in ein allgemeines Kloster zu verwandeln. Zu-

nächst sei festgestellt, daß das individuelle Eigentum, welches das Prinzip *do ut des* zur Voraussetzung hat, eine ungleich bessere Schule für die Weckung altruistischer Gefühle ist, als das Kollektiveigentum. Bei der Bedürfnislosigkeit des Urzustandes konnte eben jedermann in rudimentärer Form alles, was er brauchte, selbst verfertigen; er war also von seinen Mitmenschen unabhängig und eben darum für altruistische Gefühle ganz unempfänglich. Aber bei den so unglaublich komplizierten Lebensbedingungen und Bedürfnissen der modernen Kulturmenschen — es kann nicht jeder sein eigener Schuster, Hutmacher, Bäcker oder gar Barbier sein — wächst das gegenseitige Aufeinanderangewiesensein der Menschen. Die Signatur der Kultur heißt darum Arbeitsteilung. Dieses ständige Aufeinanderangewiesensein, dieser ewige Wechselprozeß des *do ut des* muß auf die Dauer das Bewußtsein menschlicher Zusammengehörigkeit fördern und so allmählich das im höchsten Sinne sittliche Gefühl des Altruismus auf ganz naturgesetzlichem Wege erzeugen. Der Typus der modernen Gesellschaft spitzt sich immer mehr auf die Formel zu: Decentralisation der Arbeit, aber Centralisation der Interessen.

Der Entwicklungsgang des Eigentumsprozesses weist uns also mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes auf den Privatbesitz als auf die oberste Stufe der Evolution des Eigentums hin. Nun könnte man freilich einwenden, daß unsere Zeit, welche die Entwicklung der Gesellschaft nicht mehr dem blinden, unbewußt zweckthätigen Naturprozeß überlassen, sondern deren Organisation mit vollem Zweckbewußtsein regeln will, der künftigen Entwicklung des Eigentums andere Wege weisen könnte, als die Natur bisher gethan hat. Und dabei wäre es denkbar, daß der bewußte Geist es für zweckvoller erachten würde, in die Bahnen der ehemaligen kommunistischen Besitzverhältnisse zurückzulenken. Doch stehen einer solchen bewußten Rückbildung zwei tiefgreifende Bedenken im Wege: ein historisches und ein ethisches. Das aus der geschichtlichen Betrachtung hervorgehende Bedenken gegen die Aufhebung des Privateigentums ist folgendes: unsere gegenwärtigen Kulturerrungenschaften in Wissenschaft, Kunst und Technik, deren Abschaffung oder bloße Gefährdung nur barer Wahnsinn fordern wird, hat sich historisch auf dem Boden des Privateigentums entwickelt, so daß man wohl sagen darf, daß dieses eine ständige Begleiterscheinung, wenn nicht gar unbedingte Voraussetzung der westeuropäisch-amerikanischen Kultur ist. Historisch hat es wenigstens kein kommunistisches Gemeinwesen zu hoher und nachhaltig wirkender Kulturstufe gebracht. Das ist freilich kein stringenter Beweis, daß dies auch in Zukunft bei höherem Bildungsdurchschnitt der Gesamtmenschheit niemals gelingen könnte. Allein diese Hoffnungen sind so vag und werden zudem durch die Lehren der Geschichte so wenig gestützt, daß der bewußte Geist darauf hin unmöglich ein gewagtes Spiel beginnen wird, dessen Einsatz unsere Kultur wäre. Denn unsere ganze, sauer erworbene Kultur auf die eine Karte des Kommunismus setzen, das hieße in frevelhaft leichtsinniger Weise ein soziales Va banque-Spiel treiben, und dazu wird sich der bewußte Geist niemals verstehen!

Das ethische Bedenken gegen die Aufhebung des Privatbesitzes läßt sich kurz dahin formulieren, daß sich dieser in eminenterer Weise als pädagogisches Mittel zur Weckung und Förderung altruistischer Gefühle — und nur solche sind sittlich — erwiesen hat. Das Privateigentum ist eine so vortreffliche Schule zur Hebung sittlicher Begriffe, wie dies namentlich Herbert Spencer in seinen „Thatsachen der Ethik“ so glänzend nachgewiesen hat, daß der bewußte Geist bei der Reorganisation der Gesellschaft auf dieses glückliche pädagogische Mittel der Evolution des Sittlichkeitsbegriffs nicht verzichten kann. Wie hervorragend altruistisch und somit sittenbildend das Privateigentum wirkt, das zeigt in glänzender Weise das Niveau des Sittlichkeitsbewußtseins schon der heutigen gebildeten Menschheit. Die Idee des Sozialismus hat nämlich ihre Abdeuten vielfach in den Kreisen selbst der Meistbesitzenden, die aus Mitleid mit dem Massenelend, aus Gerechtigkeitsgefühl gegen

die Leiden des Proletariats, eine Neuordnung der Gesellschaft anstreben, deren Kosten sie selbst in erster Linie zu tragen haben werden. Das ist ein augenfälliger Sieg des durch Privateigentum naturgemäß gezeitigten Altruismus über engherzigen Egoismus.

Hier stehen wir vor einem Dilemma. Das seiner ausgebildete sittliche Gefühl unserer Gegenwart ruft uns in allen Tonarten zu: unsere Gesellschaftsordnung, die einen solchen Massenpauperismus, der sich — im Unterschiede zu früheren Generationen — seines Glends bewußt ist, neben einem Milliardenreichtum erzeugt, der schließlich selbst an ökonomischer Herzverfettung zu Grunde gehen muß, taugt nichts; die Gerechtigkeit fordert gebieterisch eine Neuordnung in der Eigentumsverteilung. Dagegen ruft der Geist der Geschichte und der Sittlichkeit: diese Neuordnung darf die Institution des Privateigentums, die unzweifelhaft kulturfördernd und sittenbildend wirkt, nicht ganz aufheben, ohne die höchsten Güter der Gesamtmenschheit aufs Spiel zu setzen. Die Gefahr liegt nun bedenklich nahe, daß die gegenwärtige Gesellschaft zwischen diesen beiden Mählsteinen zerrieben werden könnte.

Es giebt aber aus diesem Dilemma einen Ausweg, und dieser lautet: Nicht völlige Aufhebung des Privatbesitzes, wohl aber gleichmäßigere und eben damit gerechtere Verteilung des Eigentums sei das nächste soziale Ziel. Das Heil der Menschheit liegt nicht in den Extremen, sondern in der *aurea mediocritas* der Kompromisse, in der Verständigung und gerechten Abwägung aller in Betracht kommenden höheren Interessen. Um nun meinen Gedankengang auf einen möglichst kurzen Ausdruck zu bringen, möchte ich ihn in die Formel kleiden: das soziale Ideal ist philosophisch gesehen ein durch den kommunistischen Zug in den Staatseinrichtungen gemilderter Individualismus.

Volksdichtung und Volksbühne.

von

Eugen Wolff.

Unter den volksfeindlichen Plänen, welche in der Gegenwart Erörterung finden, ist die Forderung von Volksdichtungen und namentlich von Volksbühnen einer der ältesten. So oft der Ruf ungehört verhallte, unser demokratisches Jahrhundert hat ihn immer von neuem erhoben und stellenweise auch mit scheinbarem Erfolg. Nicht genug, daß sich öffentliche Bühnen bald ersten, bald niederen Ranges als Volkstheater eingeführt haben; schon kündigt sich, der Zeitmode entsprechend, in Berlin ein „freies“ Privat-Unternehmen als „richtige“ Bühne fürs „eigentliche“ Volk an. So sehen wir die verschiedensten Vorstellungen mit dem beliebten Schlagwort verbunden: denn die Wiener Deutsche Volksbühne und das Barnaysche Berliner Theater werden sich in ihren Begriffen von Volkstümlichkeit mit einem Skandalplatz wie dem jetzigen Berliner Ostend-Theater, und andererseits mit der in Bildung begriffenen Arbeiter-Bühne schwerlich berühren. Ebenso ist auf litterarischem Gebiete ein Verein für Massenverbreitung guter volkstümlicher Schriften in Thätigkeit getreten, der doch gerade einer Volkslitteratur begegnen will, die auf den Hintertreppen Schund und Schmutz ins Volk schmuggelt.

Was ist also denn eigentlich Volksdichtung? Welche Anforderungen muß ein Kunstinstitut erfüllen, das sich volkstümlich nennen will? Begegnen wir doch einer weitgehenden Unklarheit hierüber im ganzen geschichtlichen Verlauf der Litteratur! Was hat man nicht zu verschiedenen Zeiten als Volkspoesie bezeichnet: vom Hildebrandslied bis zum Nibelungenlied, von der Gudrun bis zu Hans Sachs' Schriften, und von „Wenn ich ein Vöglein wär“ bis „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ — welche Abgründe von Verschiedenheit! Und doch

soll alles Volksdichtung sein. Allmählich hat der Begriff etwas Mythisches erhalten, die Wolken heiliger Unnahbarkeit haben sich zwischen ihn und unser Auge geschoben, und es giebt ernste und gelehrte Leute, welche das Wort „Volksdichtung“ nie aussprechen, ohne in Gedanken den Hut zu ziehen und die Hände zu falten: Am Urfang aller Poesie thront sie als ewiges Vorbild; die erste Blütezeit unserer Litteratur feiert mit ihr im Nibelungenlied den höchsten Triumph; vom 14. bis 17. Jahrhundert drängen sich Volkslieder verschiedenster Stände in ungemessener Fülle; dazu kommen profanische Volksbücher; Hans Sachs bezeichnet den Stil der deutschen Volksbühne; die Göttinger Klopstock-Jünger und Bürger, die Stürmer und Dränger nebst Goethe streben nach Volkstümlichkeit; Herder sammelt, erklärt und verherrlicht Volkslieder naher und entlegener Nationen, selbst angeblich wilder Stämme, und die Romantik schreitet auf dem Wege von der Wiedergabe zur nachschaffenden Aneignung des volkstümlichen Tones weiter vor! Die gegenwärtige Auffassung bezeichnet man wohl am richtigsten so, daß ein weithin gesungenes Lied, zumal wenn der Verfasser unbekannt ist, als Volkslied gilt, im übrigen aber Volkschriften und Volksbühnen ihren Namen von der leichten Verständlichkeit und — Billigkeit des Gebotenen herleiten.

Noch einmal also: was ist volkstümliche Kunst? In erster Linie tragen die Erzeugnisse des ältesten schriftlosen Zeitraums der Dichtung den Namen Volkspoesie, und in mehr als einer Hinsicht mit Recht. Die Stoffe sind thatsächlich nicht Erfindung eines Einzelnen, sondern der nationalen Sage entnommen, an deren Ausbildung die Phantasie ganzer Geschlechter durch Fortspinnung und Umbildung eines naturmythologischen oder geschichtlichen Kernes unbewußt mitarbeitet. Auch die Form ist dem — als Feststeller der eigentlichen Fassung natürlich immer anzunehmenden — Einzeldichter bereits gegeben: es ist die allgemeine, einzig bekannte Vers- und Reim- oder sonstige Art der Harmonie, wie sie sich aus dem Geiste der betreffenden Sprache, also ebenfalls des Volkes entwickelt, — so Alliteration für die germanische, Assonanz für die romanische Völkerverwandtschaft. Für die älteste geschichtlich ergründete Zeit kommt dazu der chorartige Vortrag durch die Gesamtheit; aber auch alsdann, wenn bereits ein einzelner Sänger auftritt, wendet sich sein Lied wenigstens doch an die geistig gleich disponierte Gesamtheit des Volkes. Darum zeigt der ästhetische Stil keine Kennzeichen individuell variierender Einzelsempfindung, sondern objektive Darstellung der Thatsachen ohne Schmuck und Mannigfaltigkeit, ist also schlicht und formelhaft. Sonstige Eigenschaften der Volkspoesie, namentlich ihre plastische Anschaulichkeit und dramatische Entfaltung, erklären sich aus dem mündlich freien Vortrag; denn was nicht schriftlich vor unser natürliches Auge tritt, muß um so sinnfälliger vor unser geistiges Auge gestellt werden. Diesem Idealtypus der Volkspoesie entspricht wesentlich höchstens noch unser Hildebrandslied; sobald die Einförmigkeit des Volkslebens schwindet, machen sich Einflüsse der Ständeforderung selbst in der Auffassung und Behandlung nationaler Sage geltend: so sind höfische Elemente schon im Nibelungenlied unverkennbar.

Viel tiefer greift alsdann der Unterschied zwischen alter Volkspoesie und späterer volkstümlicher Poesie ein. Auch hier zwar ein schlichter, anschaulicher, den Volksgeist spiegelnder Stil; aber die Subjektivität, die Empfindung drückt nunmehr auch dieser Dichtungsart den Stempel auf; vollends an der Ausbildung von Stoff und Form ist das Volk als Ganzes unbeteiligt, außer daß sich ein nicht aufgezeichnetes Lied im Volksmunde hier und da umodelt; im übrigen ist es der Dichter, welcher Thema, Stimmung und Form feststellt, — nur ist dieses Thema dem Leben und Herzen des Volkes nahestehend, nur ist diese Stimmung dem Geiste des Volkes entsprechend, und ebenso die Form leicht aufnehmbar. Also wirklich nicht aus dem Volke hervor, sondern in dasselbe hinein gewachsen ist die moderne sogenannte Volksdichtung, so daß über die Zugehörigkeit zu dieser Gattung in erster und letzter Linie die weite Verbreitung im Volksmunde entscheidet. Das

Hildebrandslied ist eine Volksdichtung vermöge seiner Entstehungsgeschichte; die Wacht am Rhein konnte erst durch ihre Verbreitung ein Volkslied werden.

Man halte das Ergebnis dieser Gegenüberstellung nicht für kleinlich: wissen wir doch dadurch, daß heutzutage nicht mehr eine fertige Volksdichtung und Volksbühne geschaffen, sondern nur eine werdende in beharrlicher Progression erstrebt werden kann. Es gilt also Stoffe, Stimmung und Form so zu wählen, daß sich das Herz des Volkes angeheimelt fühlt, daß es Geist von seinem Geist spürt, und darum die Dichtung nicht nur vorübergehend mit Wohlgefallen betrachtet, sondern zu dauerndem Besitze in sich aufnimmt: um das Lied bei gleicher Gemütsdisposition häufiger zu singen, um dasselbe Drama bei gleicher Gelegenheit häufig wieder zu hören. Um mich in letzterer Hinsicht von vornherein verständlicher zu machen, wähle ich ein paar Beispiele: Giebt man alle Pfingsten dasselbe Luther-Festspiel, am Tage von Fehrbellin oder Sedan Kleists „Prinzen von Homburg,“ alljährlich — wie Laube — am Allerseelestage Raupachs „Müller und sein Kind“ und am Katharinentage Kleists „Mädchen von Heilbrunn,“ — so können diese Dramen mit dem Leben und Fühlen des Volkes verwachsen.

Aber noch in manchem andern Sinne wird ein Kunstinstitut volkstümlich werden können. Betrachten wir doch die alte deutsche Volksbühne bis zum 16. Jahrhundert. Auch sie wackte die Teilnahme des Volkes durch Zusammenhang mit Kultus und Volksfesten; ja, die Fastnachtspiele und dergleichen bildeten eine Vermittlung zwischen Volksleben und Bühne. Das Publikum befand sich dabei in ähnlicher Lage wie heutzutage Kinder im Puppentheater: alle gleich naiv, gleich empfänglich und intellektuell gleich unausgebildet. Verhehlen wir uns nicht, daß nach dieser Richtung die Aufgabe einer heutigen Volksbühne wesentlich erschwert ist: nach den Ständen und Bildungstufen hat sich der Geschmack des Publikums geteilt. Im selben Sinne wie der Begriff Volk wird die Bezeichnung Volksbühne nur noch auf die unteren Stände bezogen. Nun wirken freilich die Stücke eines Raimund beispielsweise auf jedermann: das Volkstümliche daran ist das Allgemein-Menschliche in schlichtester Form, die gerade unverständlicher auf jeden wirkt, der sich noch eine Spur unübertünchter Natureinheit im Herzen bewahrt hat. Aber giebt es nicht zu denken, daß Verbreitung und Eindruck dieser Raimund'schen Dramen nirgends annähernd so stark sind wie in seiner Heimat Österreich? Wiederum scheint sich doch also die Anknüpfung an das Nächtliegende belohnt zu haben.

Eine Volksbühne wird nach alledem nicht möglich sein ohne ein ausreichendes volkstümliches Repertoire, und dieses wird um so schwieriger zu beschaffen sein, als jeder Gau nach seiner eigenen Stammeseigentümlichkeit seine eigene „Volkstümlichkeit“ hat. Thatsächlich arbeitet denn auch die Hamburger Volksbühne mit ganz anderen Werkzeugen und Werkzeugen als die Wiener oder die Münchener. Ähnlich wurzelt ja auch fast jedes Volkslied in einer bestimmten Gegend, — „volkstümlich“ ist also in der Litteratur ein sehr partikularistischer Begriff und in gewissem Sinne schroffer Gegensatz zu „national.“

Fragt man also: woher ein volkstümliches Repertoire? woher so viele verschiedene volkstümliche Repertoire nehmen? so lautet die Antwort: ihre Quelle liegt da, wo Müller und Schulze ihre weisen Unterredungen halten, wo Bliemchen in seiner sächsischen Gemütlichkeit wandert, wo der bayrische Gebirgsbursch sein Schnadahüßl singt. Wieder zeige Raimund, daß damit die Durchführung des Dialektes nicht als einzig wesentliche Forderung aufgestellt ist: den Gemütsston des Stammes gilt es in erster Linie zu treffen, und allerdings wird derselbe sich schon wirksam in der Sprachfärbung ausdrücken.

Welchem Gebiete sollen nun aber die Volksbühnen ihre Stoffe entnehmen? Der geschichtliche Sinn des Volkes ist wenig ausgebildet, er reicht gerade hin, um an großen natio-

nen Gedenktagen aus seinem Schlummer erweckt werden zu können; außerhalb derselben werden erst recht nur volkstümliche Helden: für Preußen etwa der alte Fritz, der alte Dessauer, Blücher, Wrangel im „Volke“ wirkliche Sympathie finden, — zur Zeichnung staatsmännischer Charaktere ist im Volksstück kein Raum.

Wie aber? Sollten nicht gerade die großen Fürsten, Minister und Feldherren geeignet sein, den Particularismus des dialektischen Lokalstückes zu Gunsten eines allgemein nationalen Repertoires zu überwinden? Leider muß es ausgesprochen werden: Deutschland hat in der Neuzeit wenig einheitliche Geschichte, oder doch wenig gemeinsame Helden. Nur der Befreiungskrieg von 1813 und der Einheitskrieg von 1870 bilden herzerhebende Ausnahmen. Hier setze die nationale Dramatik an und führe die York und Blücher und Gneisenau, die Stein und Hardenberg, die Moltke und Bismarck, die Preußenkönige und die Napoleonen mit festem Griff auf die Scene. Es sei denn, daß man das juste milieu für andere geschichtliche Ereignisse zu finden weiß, wie Lessing in der „Minna von Barnhelm,“ — in dieser Hinsicht harren namentlich die Ereignisse von 1866 der dramatischen Verewigung.

Ein ebenso unbilliges als unerfüllbares Verlangen wäre es aber, daß sich das Volk an jedem Werkeltage aus der Gegenwart in die Vergangenheit verliert: der gehört der Arbeit, dem Leben und Streben, der Sorge um Wohl und Wehe des Individuums und der Familie. Sozial also ist das Hauptthema des Volksdramas. Nur denke man ja nicht an die spitzfindigen „Probleme,“ an welche sich unter ausländischem Einflusse unsere stürmzelnden Poeten herangewagt: Leben will das Volk, keine Ideenkonstruktionen; reflexionslos betrachtet das Volk sein Leben, und so naiv reflexionslos, so keusch — möchte ich sagen — betrachtet jede wahre Poesie das Leben, ohne intellektuell-moralisierendes Mittel. Weiterhin dürfen nicht die Situationen der „Gesellschaft“ zur Darstellung kommen, sondern das eigentliche Volksleben in Freud und Leid.

Wird somit positive Darstellung des Lebens ohne deflamierende Tendenz gefordert, so liegt unter den gegenwärtigen literarischen Verhältnissen die Frage nahe, ob damit ein naturalistisches Drama für die Volksbühne gegeben ist. Soweit die Naturtreue sich in den Grenzen der Kunst hält, ist sie gewiß wesentlich gerade für Bilder aus dem schlichten Volksleben; soweit sie aber, wie der heutige Naturalismus, nicht so wohl künstlerischen Genuß als vielmehr in erster Linie slavische Wiedergabe besonders auch der Nachtseiten des Lebens erstrebt, wird gerade der Zweck einer Volksbühne dadurch vereitelt werden. Nicht Ekel und Verzweiflung, sondern Erhebung und neuen Lebensmut will das Volk hier finden, und wenn gewiß auch seine Leiden hier zur geläuterten und läuternden Veranschaulichung kommen, so muß ihr doch alles Pathologische fernbleiben: nicht nachdrücklicher soll der Mensch, und besonders der aus dem Volke, auf sein Glend hingestossen werden, sondern er soll es leichter ertragen lernen in dem Bewußtsein, daß sein Weh nur klein und vorübergehend ist im Strom des Lebens, der denn auch wieder Trost und Freude heranschwennt.

Aus solchen Bausteinen wird sich eine Volksbühne errichten lassen. Ob das Material dafür überall in deutschen Gauen vorhanden ist, wage ich nicht zu entscheiden; denn als erste Vorbedingung für Volksdichtungen und Volksbühnen erweist sich nach alledem ein reiches, in sich geschlossenes, keusch in sich selbst gefehrtes — Volksleben. —

Vergleichen wir mit diesen Bedingungen einer echten Volksbühne dasjenige, was heute eine „Freie Volksbühne“ als ihre Absichten ankündigt, so können wir nicht mit der Überzeugung zurückhalten, daß ihr im großen wie im einzelnen auch nicht ein Schimmer ihres Berufes vorschwebt. Selbst den nationalen Rahmen sehen wir als zu weit für eine Volksbühne an: die „Freie Volksbühne“ will international sein, will auch russische, norwegische und französische Sittenbilder auführen. Schlicht gemüthvolle Darstellung des Lebens ohne

Ideen-Probleme erkannten wir als Wesen besonders gerade des Volksstückes: die „Freie Volksbühne“ fordert ausdrücklich Tendenz, versteht sich: moderne Tendenz. Eine echte Volksbühne soll dem Volke Erhebung und Genuß bringen, soll es herausheben aus der Enge und dem Glend seiner Verhältnisse: die „Freie Volksbühne“ wählt ausschließlich naturalistische Stücke, welche vorwiegend, und gerade auf ein ungebildetes Publikum, düster und niederdrückend wirken. Mit einem Worte: ein sozialdemokratisches Theater mag das Unternehmen der Herren Wille und Türk sein, eine Volksbühne ist es nun und nimmermehr.

Ein sozialdemokratisches Theater! Da stehen wir an dem Anfang eines interessanten Weges: jede Partei wählt sich ihre Tendenzstücke und schießt andere Werke aus; namentlich werden von allen Hofbühnen die Dramen Schillers als revolutionär verbannt und an deren Stelle loyale Stücke aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. gesetzt! Feierlich sei hiermit festgesetzt, daß es die sozialistisch-demokratische Seite war, von welcher die Einseitigkeit, Engherzigkeit und Unduldsamkeit ausging.

Und weiter wird es auf demselben Wege gehen: ebenso wie eine Kunst in „unserem“ Sinne, wird man, sobald die Macht dazu vorhanden, eine Wissenschaft in „unserem“ Sinne fordern: die Schulen und Universitäten werden — auch ein Beitrag zur Schulreform-Enquête! — „volkstümliche,“ d. h. sozialdemokratische Institute, und nur die „moderne,“ d. h. „unjere,“ d. h. die materialistische und utilistische Wissenschaft, ist zugelassen! Hier erhellt wieder einmal, daß die sozialdemokratische Staatsform die unfreieste und intoleranteste wäre: sie sucht nicht die Wahrheit, sondern glaubt sie gefunden zu haben, sie kennt keine „freie Wissenschaft,“ sondern nur eine „in unserem Sinne moderne Wissenschaft.“

Doch zurück zu der Volksbühne. Stellen wir uns auf den Boden der Thatfachen; prüfen wir die ausgewählten Stücke auf ihre Brauchbarkeit für ein sozialdemokratisches Theater. „Vor Sonnenaufgang“ von Gerhard Hauptmann auf einer sozialdemokratischen Bühne kann nur eine Tendenz haben: den Sozialdemokraten Loth als vorbildlichen Charakter zu zeigen, d. h. denjenigen Mann, der seine ferngejund und keusche Geliebte ohne Wimpernzuden wie selbstverständlich im Stiche läßt, sobald er erfährt, daß ihr Vater ein Trunkenbold und somit Vereerbung auf seine Nachkommen zu befürchten sei. Der Teufel hole die Liebe und dergleichen „unmoderne“ Gefühle! es lebe „unjere“ „moderne“ Tendenz! — Tolstoj's „Nacht der Finsternis“ und Zolas „Therese Raquin“ führen in einen Abgrund von Verbrechen und weiter nichts, sie können dem Volke höchstens die Sonntagslame verderben. — Ibsen's „Gespenster“ sind bestenfalls ein Gericht für literarische Feinschmecker, dem Mann und gar der Frau aus dem Volke geht dies wie alle andern gewählten Stücke weit über den Horizont. — Und nun gar Ibsen's „Volksfeind!“ Ja, wollen die Herren Volksbühnen-Freiheitshelden eine Satire auf sich selbst darstellen? Mit wuchtigeren Keulenschlägen ist wohl selten die demokratische Majoritätsdespotie niedergeschmettert, leidenschaftlicher selten das individuelle Recht des Geistesaristokraten verteidigt worden: eine teils habgütige, teils betrunkene Masse ist es, durch welche der satirische Dichter den Wahrheitshelden niederzohlen läßt! — Nicht viel anders steht es um „Dantons Tod“ von dem leider allzu früh verstorbenen Büchner: zeigt doch dieser dramatische Scenen-Komplex, wie die Revolution ihre eigenen Erzeuger verschlingt! Guten Appetit! Vielleicht soll die Aufführung vor einem Verjumpten der Revolution warnen. . . — Bleibt „Familie Selick“ von Holz und Schlaf, ein Stück, das wenigstens einige Berlinische Volksfiguren aufweist; aber selten ist wohl unweisehaftes Talent an etwas so Geschmackloses gesetzt worden: recht eigentlich in den Schmutz und das trostlose Glend (guter, teils selbstverschuldeter) Armut wird der Zuschauer hineingerissen, — und dieses sentimental ersterbende Vallen soll dem Volke Erholung und Erhebung bringen?!

Nein, sagen wir ehrlich: nie ist etwas so verkehrt angefaßt wie hier; einige junge, halb und halb gebildete literarische

Feinschmecker beurteilen hier die geistigen Bedürfnisse des Volkes nach ihrem eigenen Geschmack. Einige weitere Feinschmecker des Pikanten werden den Beifall machen: das Volk aber, und auch das sozialdemokratische Volk, wird davonlaufen, einschlafen, oder — sich den Magen verderben. Ohne die gute Absicht der Stifter im geringsten zu bezweifeln, kann man ihnen den Vorwurf nicht ersparen, daß sie sich aus Doktrinismus an dem Geiste und Leben des Volkes verjüngen.

genauere Kenntnis ihrer Werke und manche persönliche Berührung erzeugten, die Antwort mindestens versucht sein soll.

Was also erstrebte die Ebner? Die Zeiten sind vorüber, in denen der Novellist nichts weiter war, noch sein wollte, als der Märchenerzähler des Orients, der einem müßig lungenenden Volke farbige Bilder vor die leichtentzündliche und rasche Einbildungskraft zaubert. Wir danken es den Russen, deren Einfluß, besonders durch Turgenjew, auf die Ebner ganz über allem Zweifel ist, daß man nunmehr Höheres will und also auch kann. Die Fabel vom Unkünstlerischen der Tendenz liegt heute friedlich in der Kumpelkammer der Ästhetik. Niemand gedächte ihrer mehr, holte sie nicht ab und zu ein weiser Richter und Kenner hervor, sich zum Troste, anderen keineswegs zum Schaden. Und ganz besonders bei unserer Dichterin lassen sich drei Ziele deutlich erkennen: das Lob der Wahrheit will sie verkünden und sie hat's in ehrlicher Weise zweimal gethan; sie will erziehlich wirken; sie will ihr Wort erheben für die Stummen, die Armen und die Müssigen. Danach sollte sie beurteilt werden; und insbesondere der zweite Punkt ist höchst belangreich und von einschneidender Wichtigkeit.

Marie von Ebner-Eschenbach.

von
J. J. David.

Am 13. September dieses Jahres tritt Marie Ebner-Eschenbach in das sechzigste Jahr eines stillen, wenig bewegten, doch fruchtbaren und nach Freude des Schaffens und nach Leistungsfähigkeit gesegneten Lebens. Ihre Schöpfungen sind oft genug und nach Gebühr gewürdigt worden; es ist oft und von berufenen Richtern auf ihren Reichtum an Motiven, auf die heitere Anmut ihrer Sprache hingewiesen worden, der doch in den entscheidenden Augenblicken Kraft und Wucht keineswegs abgehen. Der spielenden Lichte, mit denen ihr feiner und behender Humor in selbst ernste Gründe des Seelenlebens hineinzuleuchten versteht, hat sich jedermann erfreut, der eine von ihren besten Erzählungen gelesen hat; und welcher literarisch Gebildete konnte weder die ergötlichen „Freiherren von Gempferlein“ noch die „Zwei Komtesen“ oder „Nach dem Tode,“ dieses Kleinod einer Kunst, die mit den einfachsten Mitteln der höchsten und ergreifendsten Wirkung gewiß und völlig sicher ist? Sie ist aller Techniken Meister; aus bösen Karten zu konstruieren; sie kann einfach und folgerichtig von Anbeginn bis zu Ende ihren selbstgesteckten Weg verfolgen; Tagebuchblätter und Briefe sind ihren Zielen schon dienstbar gewesen. Ihre Gestalten leben und bewegen sich selbstherlich; sie reden jeder seine eigene Zunge, daß man schon daraus schließen müßte, die Verfasserin habe sich vielfach mit der eigentlichen Hochschule des lebendigen und wechselvollen Zwiegesprächs, mit dem Drama beschäftigt, wüßte man auch nicht von ihrem nicht völlig erfolglosen Ringen um den Kranz des Dramatikers, zeugten nicht „Dr. Ritter,“ das am Burgtheater mit Beifall gegeben wurde; „Das Waldfräulein,“ von Laube im Stadttheater aufgeführt, endlich „Marie Roland“ und „Maria Stuart in Schottland“ dafür, läge nicht im „Spätgeborenen“ ein ergreifendes Bekenntnis ihrer Leiden, da sie diesem Ringen entsagen mußte und es nicht ohne wehenden Schmerz thun konnte, dem Leser vor Augen. In allen neueren Anthologien sind Gedichte von ihr zu finden; schön in der Form, rein und edel im Empfinden; in vielen Händen sind ihre Aphorismen, das Buch, das dauern wird, wenn vieles vergessen ist, was heute das Entzücken des lauten Martes und des stoffhungrigen Leservolkes ist, das Weisheit, Duldung und Güte eindringlich und vernehmlich predigt, einer Zeit verkündigend, daß der Gott nicht sterbe, die nur allzu willig den Götzen ihre Kniee beugt. Was aber wollte die Ebner, da sie sich zuerst in die Arena des literarischen Kampfes begab, auf die Wahlstatt der Geister, deren Unterlegenen manchmal der Tod das bessere Los wäre? Woher kam ihr jener große Umfang des Stoffgebietes, der sie vom Palaste des Hochadels, in jenen Kreisen, wo man schon nach der Art, wie er sein Gespann zusammenstellt, den Menschen beurteilen kann, dann im Bürgerhause, auf dem Hofe des Bauern, endlich in der Hütte der Elenden und Enterbten des Glückes gleich sicher und heimlich erscheinen läßt? Deckt sich ihre Persönlichkeit mit ihren Werken? Fragen, auf die hiermit nach bestem Können, wie es

In aller Kürze also: Das hohe Loblied auf die gemeine Wahrheit, das sie schon in sehr frühen Jahren angestimmt hat, heißt Bozena. Der fast tragische Konflikt ist der: ein Mädchen, das durch lange Jahre in einem Hause gedient hat, das für ein Muster der Sittenstrenge und der Ehrenhaftigkeit gilt, hat sich vergangen, sich einem Manne hingegeben. Niemand ahnt etwas davon, da aber, während man sie gerade feiert, beschwört der Verführer, ein verlotterter und völlig verkommener Geselle, das Angedenken jener Stunde und ihrer Schwachheit herauf — und Bozena, die leugnen könnte, giebt der Wahrheit die Ehre. Es lohnt sich ihr; ihr Wort, ihre Erklärung gelten fortan genug, um die Eide anderer aufzuwiegen und ein geplantes Unrecht unmöglich zu machen. Wie hoch ihr aber die künstlerische Wahrheit steht, das erweist die Gestalt des Hellwig in „Lotte, die Uhrmacherin,“ der daran zu Grunde geht, daß er die Stimme in sich tötet, daß er der Menge und ihrem Geschmacks pflichtig wird, wenn ihn seine Begabung und sein eigenes Wollen für Besseres bestimmt hätten. Wie Lotte in vielen Dingen der Ebner innerlichste Arbeit ist, so etwa in der behaglichen Freude, mit der sie der feinen Kunst der Uhrmacherei Ruhm verkündet und des Handwerkes Lob singt, das sie selbst einmal gerne übte, so ist diese Meinung über die wahre Sünde am heiligen Geiste der Poesie gewiß die ihre.

Als erziehend aber wird man wohl vor allem „Nach dem Tode“ ansprechen müssen. Ein Mann mag noch so begabt, noch so glücklich sein und scheinen, er kann nicht ein völliger Mensch sein, ehe ihm nicht das Bewußtsein der Pflicht gegen andere erwacht ist. Geschieht ihm das zu spät, hat er in blinder Selbstliebe eine Neigung von sich gestoßen, die ihm willig und freudig entgegenblüht, hat er dessen nicht gedacht, was er seinen Nächsten, seinen Eltern und seinem Kinde geschuldet, dann mag das Bessere, das in ihm lebendig wurde, manchen schmerzlichen Kampf und manche traurige Entsagung von ihm fordern. Die Erziehung des Heimlosen zum Heimatgefühl war ohne allen Zweifel das Problem des „Kreissphylitis.“ Schäden in der Bildung, die im österreichischen Hochadel einzureißen drohen, die ihn verwildern und nicht mehr zum Hüter der schönen Form, der er einstmals war, berufen erscheinen lassen, sind der Vorwurf von Komtesse Mikrochi, die nur im Sport lebt, die bei aller inneren Tüchtigkeit und Gesundheit doch schon noch unvermählt ein wenig mit dem Gedanken an einen künftig möglichen Ehebruch spielt. Ihr Zwillingsschwesterchen Paula aber warnt vor der Verkümmern des Herzens und seiner Wahl — es ist gewiß auch kein Zufall, daß die vollendetste Welt-dame, Thella in „Nach dem Tode“ eigentlich ganz herzlos ist — und stellt nebenbei in der guten Mademoiselle Dypnot, die gut ist wie ein Engel, aber auch von den Dingen dieser Welt nicht mehr Ahnung hat als ein Engel, ein ganz allerliebste Musterchen einer vollkommenen adeligen Erzieherin der Lesewelt vor.

Der dritten Gruppe endlich gehören „Die Großmutter“ und „Das Gemeindefind“ an. Latonisch kurz ist die eine Geschichte; aber das arme Weiblein, das angesichts der Kirche seiner letzten Hoffnung, seines ertrunkenen Enkelkinds, dennoch an das ganz neue Gewand nicht vergessen darf, das der Tote trug, erzählt mehr von bitterster Not, als ganze Bände Anklageliteratur. Breit und echt episch anklingend ist die andere; man vergißt das Schicksal des Gemeindefindes Pattel nicht mehr; des Sohnes des Raubmörders, der in einer feindseligen Umgebung, in die ihn der Wahnsinn der österreichischen Heimatsgesetze hineingestoßen hat, verkommen und seinem Vater gleich werden mußte, siegte nicht die Tüchtigkeit seiner Natur und der finstere Trotz, der just nicht schlecht werden mag, weil ihn alles und alle so haben will und dahin drängen möchten. Er behauptet sich und verkommt nicht; mehr, er kam sogar der Mutter eine Heimat bieten, da sie endlich dem Zuchtthause, darin sie unschuldig gewelt durch lange Jahre, den Rücken kehren darf; aber das ist sein und nur sein Verdienst. Die Ebner glaubt eben an die Güte der Menschenseele, weil sie selbst gut ist, weil ihre Teilnahme selbst der stummen Kreatur gehört. Da ist „Krambambuli“ ein gänzlich unvergeßlicher Beweis; man kann diese Hundegeschichte nicht ohne tiefe Ergrißtheit lesen, und sie klingt nach.

Nun aber: wie ward die Ebner so? Die Frage ist ziemlich leicht beantwortet. Abstammung und Heimat haben viel gethan. Strenge Selbstzucht vollendete das und ließ es sich völlig entwickeln, was im vorbildlichen Keime immer in ihr gelegen hat.

Gewiß hat nicht leicht ein Mensch mehr Gelegenheit, mit den verschiedensten Schichten der Gesellschaft in Berührung zu kommen, sich wirklich und thatkräftig zu erweisen, als ein Sprosse des mittleren Adels. Ein solcher ist die geborene Komtesse Dubsky, ist Marie von Ebner; auf Zdislavic, dem Stammgute ihres Geschlechtes, ist sie so recht im Herzen von Mähren, in der Hanna geboren. Dort erwuchs sie, ein Kind von tiefer, fast schwärmerischer Glaubensinnigkeit; eine weite fruchtbare Ebene war ihre Heimat; sie sprach nicht in den großartigen Lauten der Alpenwelt etwa zu ihr; aber sie bot in Anwaldungen manches Hübsche, sie lehrte sich in jene Feinheiten versenken, die ihren Dichtungen den Erdgeruch leihen. Wie getreu sie den gewahrt hat, das kann ihr der Schreiber dieser Zeilen, selbst ein halber Landsmann, bezeugen. Dazu mischen sich in ihr das leichtbeweglichere Blut eines nach Abstammung slawischen, nach Erziehung deutschen Vaters mit dem einer deutschen Mutter. Ein früh wacher Trieb riß sie zur Dichtung; ehe sie ihm folgen konnte, ehe sie ihre ersten Erfolge erringen durfte, waren ihr freilich noch harte Lehrjahre bestimmt. Ein Beispiel für viele — wer, der ihre Aphorismen liest und sich ihrer makellosen Klarheit und Poliertheit erfreut, wer wollte glauben, daß sie erst als Frau das Deutsche ordentlich erlernte? Und doch ist dem so; sie war in der Sprache, die sie heute meistert wie wenige, nicht zu Hause; ihr war nur das Adelsdeutsch, ein Gemenge aus aller Herren Zungen, geläufig.

Ihre erste Liebe also gehörte dem Drama, und an Gelegenheit, Menschen kennen zu lernen, mag es ihr auch nie gefehlt haben. Da war eine sehr zahlreiche Familie; dazu haben die Grafen Dubsky ohne allen Zweifel einen lebhaften Verkehr mit Gutsnachbarn unterhalten, der manchmal das Schloß mit festlichem Treiben erfüllte. Dazu kommen nun noch die Bauern; immer noch gewöhnt, in mannigfachen Räten Rat und Hilfe zu erbitten. Es scheint, als sei in Mähren das Verhältnis zwischen Erbunterthänigen und Herrschaft immer ein leidliches gewesen; als habe mindestens jene Feindseligkeit nicht bestanden, die anderwärts wohl im Gefolge der Hörigkeit auftrat und teilweise bis in unsere Tage nachwirkt. So mag sich manche Gelegenheit zu Hilfe und Rat, mancher wertvolle Einblick in fremde und der Beachtung würdige Verhältnisse mit ihr ergeben haben. Dann aber, als sie sich ihrem Vetter, dem Genie-Hauptmann Baron Moriz Ebner-Gschenbach vermählt hatte, erweiterten sich Anschauungen und Umgebung.

Lücken der Bildung wurden mit erstem Studium ausgefüllt. Einer, der größten, ist bereits gedacht worden. In Wiener Neustadt, wo ihr Gemahl als Lehrer an der Kriegsschule gewirkt hat, trat Joseph Weilen, damals noch ein heimlich dichter Lieutenant, dem Hebbel auf sein bescheidenes Ansuchen, er möge eine seiner Tragödien lesen, gelassen geantwortet: „Wissen Sie, Herr Lieutenant, ich mag Sie ganz gut leiden, aber daß er Ihre Stücke lese, das verlangen müssen sie von Friedrich Hebbel nicht,“ in ihren Kreis, dem er in treuer Freundschaft bis zu seinem Tode angehörte. Mag man über seine Begabung denken, wie man will — er war ein hilfreicher und anregender Mensch, und so wird sein Einfluß auf die Ebner nicht zu unterschätzen sein. Vielleicht haben sich schon hier Beziehungen zu Franz Grillparzer gegeben, dem schwer zugänglichen, der aber jeden reicher an Gedanken entließ, als er zu ihm kam, so daß die Ebner selbst den Eindruck und die Wirkung seiner Persönlichkeit also bezeichnete: Ging man von ihm, dann war's einem, als käme man von einem hohen, hohen Berge und stünde nun im weiten Flachlande. Vielleicht fand sich das erst später, da sie nach Wien übersiedelten. Dort leben sie noch heute: und ein weiter Kreis versammelt sich in Verehrung um die alte Exzellenz — er ist nämlich zur Zeit Feldmarschall-Lieutenant in Pension, so daß ihr dieser Titel gebührt. Alte Freunde — Betty Paoli gehört dazu — mit jüngeren, wie sich eben der Zugang zu der stillen Wohnung in der lauten Rothenthurmstraße bietet; wie man eben vorkommt. Aber auch großstädtisches Glend und Leid hat die Ebner hier kennen gelehrt.

Sie hat nach besten Kräften das Ihrige gethan, das zu lindern. Denn sie ist wirklich gut; den Eindruck empfängt jeder, der ihr nahen konnte, und der Satz aus dem „Gemeinde-Kind“: Niemand, der seinen Bissen auf dem Teller habe, könne heute mehr ruhig essen, solange ein anderer hungere — sei es aus Mitleiden, sei es aus Furcht, ist ein Bekenntnis. Auch „der Muff,“ gewiß ein Erlebnis, das in sehr tragikomischer Weise die schlimmen Folgen der unbedachten Wohlthätigkeit schildert, wäre dafür anzuziehen. Die nächste Empfindung aber ist wohl die echter Vornehmheit. Alles wirkt in den Räumen, die sie bewohnt, zusammen. Diese zu erwecken: die Stille in allem, der schöne Geschmack in der Einrichtung, das gedämpfte Licht, das überall herrscht. Es ist eine traurige Notwendigkeit; wohl ist die kleine, zierlich und etwas altmodisch gekleidete Gestalt noch rüstig und, trotz schwerer körperlicher Leiden, von mädchenhafter Anmut und Lebendigkeit der Bewegungen; aber die hellen Augen, die so klug aus einem edigen Gesichte, das dem eines altgewordenen Knaben gleicht, in die Welt sehen, sind schlecht geworden und vertragen nichts Grelles mehr. Das war ihr ja auch in der Kunst immer widrig. Unbenützt steht in ihrem Arbeitszimmer das Tischchen mit dem Handwerkszeug des Uhrmachers; so Künstliches kann sie nicht mehr. Aber die Sammlung alter, merkwürdiger Uhren, die sie angelegt, befindet sich noch darin; manches kostbare Stück ist darunter, und die ihr fehlten und die sie sich zumeist wünschte, hat sie großmütig ihrer Uhrmacherin Lotte gegeben. Aber dem Stundenschlage der Zeit folgt sie wach und regsam und überhört ihn nicht. Keiner seiner Laute, der hier, in dieser stillen Stube, nicht nachhallte; gerne spricht sie darüber mit leiser, etwas harter und lispelnder Aussprache; niemals strenge, eher zu weich im Urteil, eher zu ängstlich bemüht, niemand zu verletzen. Auf Kampf nach außen scheint sie eben gar nicht gestellt. Nicht im Dichten, nicht im Leben; und wie rein sich bei ihr eines im anderen spiegelt. Das ist mit ein Ruhmestitel, und nicht der schlechteste unter denen, die Marie Ebner gebühren.

Noch einmal der Fall Lindau.

Von
F. M.

Die unselige Angelegenheit Paul Lindaus hat den Verkauf genommen, der vorauszusehen war, nachdem sie einmal unbedacht vor das Ehrengericht der „Berliner Presse“ gebracht worden war. Paul Lindau, den ehemaligen Präsidenten, der durch dasselbe literarische Leben, das ihm jetzt zum Vorwurfe gemacht wird, zu solcher Ehre gelangte, aus dem Vereine auszustoßen, das wäre nach meiner Überzeugung mehr als eine Ungerechtigkeit, das wäre — Heuchelei gewesen. Man lehnte den Antrag also ab; aber man ging noch weiter, man wollte zu viel beweisen und erklärte, ein Fall Lindau wäre überhaupt nicht vorhanden. Und die ruhliebenden unter den Berliner Blättern freuen sich über diesen Ausgang. Zu früh.

Denn durch diese weite Ehrenerklärung hat sich der Verein Berliner Presse mit allem einverstanden erklärt, was in dieser Sache nachweislich und nicht gerade schön ist, wie z. B. mit der einer Schauspielerin unter bestimmten Bedingungen versprochenen Protektion. Und ein Journalistenverein sollte solche Dinge doch nicht gerade sanktionieren. Ich unterstreiche „unter bestimmten Bedingungen.“ Denn edel sei der Mensch, hilfreich und gut; man kann eventuell seinem Nebenmenschen uneigennützig gefällig sein, auch wenn man zufällig Theaterkritiker und der Nebenmensch ein Mädchen ist. Ich selbst bin — glaube ich — ungefällig; aber von den Neuzerungen der Freunde Lindaus hat mir keine so gefallen wie die von S. Landau, mit dessen mildem Urtheile ich auch diesmal nicht übereinstimmen kann, der jedoch ehrlich abgrenzte, wie weit die Beziehungen zwischen Kritik und Kulisse gehen dürfen. Auch er wird es aber schwerlich verteidigen, daß ein einflussreicher Kritiker einer Schauspielerin unter bestimmten Bedingungen gefällig ist.

Die öffentliche Meinung scheidet nun nicht so genau, was in diesem Falle unwidersprochen und bewiesen und was einseitige Behauptung ist, die öffentliche Meinung glaubt an die Anklage in ihrem vollen Umfange; und seitdem die Berliner Presse sich scheinbar mit Paul Lindau identifiziert hat, spricht man in der Hauptstadt und in der Provinz plötzlich ganz allgemein von der Korruption der Presse. Das ist ein Schaden, der nur dadurch gut zu machen ist, daß es aus Anlaß dieses Falles zu einer großen Auseinandersetzung kommt.

Der Schaden wurde dadurch noch größer, daß es in Berlin gerade die kirchlichen Blätter waren, welche mit großer Schlaueit die Fehler — seine Freunde sagen: das Pech — Paul Lindaus gegen alle liberalen Parteien ausnützten. Alle großen Blätter, welche den Fall totzuschweigen gesucht haben, sind kirchlich freisinnig; da kommt nun die fromme „Germania“ und der noch frommere „Reichsbote,“ sagen ganz einfach ein bißchen die Wahrheit und brüsten sich vor ihren Lesern, als ob sie der Korruption des Liberalismus entgegengetreten wären. Und Paul Lindau, der zu gelegener Zeit doch auf seine Abstammung von Germanen in seiner lustigen und nach keiner Seite verletzenden Art hingewiesen hat, muß zu allem übrigen auch noch für ein wenig Antifemismus herhalten.

Gegen alle diese bösen Folgen gab es und giebt es jetzt noch nur ein Mittel, das allerverbrauchteste und alltäglichste: den gerichtlichen Austrag. Paul Lindau ist von öffentlichen Blättern nicht allein verdächtigt, sondern auch mit sehr groben Bezeichnungen bedacht worden. Die ebenso unsinnige wie tyrannische Sitte würde das Mitglied eines Offiziercorps oder einer Studentenverbindung zwingen, sich mit seinem Angreifer zu schlagen, bis Blut fließt; in Frankreich müßte er auch als Litterat wenigstens ein Loch in die Luft schießen. Eine viel allgemeiner verbreitete Sitte fordert vom bürgerlichen Menschen der gemäßigten Zone von Europa, daß er auf einen Schimpf mit einer Klage antwortet. Hätte Paul Lindau das im ersten

Augenblicke gethan, so wäre freilich mancher Punkt der Anklage wohl gerichtlich erwiesen worden, anderes aber wäre wahrscheinlich zu Lindaus Gunsten ausgefallen, und nach einigen Wochen hätte niemand mehr von der Sache gesprochen. Jetzt aber scheint es, als ob die ganze Berliner Presse auf der Anklagebank säße.

Ich weiß, daß man über den Begriff der Standeschre erhalten sein kann wie nur Graf Trautz in Sandermanns „Ehre,“ dem es übrigens in der Wirklichkeit auch im Vorderhause an Unbequemlichkeiten nicht fehlen würde. Ich weiß, daß man einen höheren Standpunkt einnehmen kann. Man kann das Allzumenschliche in Lindaus Falle sehr menschlich finden. Ich kann mit Otto Brahm, dem bekannten Kritiker und Litterarhistoriker, im wesentlichen übereinstimmen, so lange er den Vorgang psychologisch erklärt und aus dem berühten Milieu ableitet; nur daß ich dann das ganze Milieu zu beurteilen gezwungen bin. Und wenn Brahm sich auf Nietzsche's „Jenseits von Gut und Böse“ beruft, um Lindau zu verteidigen, so kann ich nicht mehr mit.

Wenn ich Friedrich Nietzsche, wie ich hoffe, richtig verstehe, so ist ihm die Lehre, daß auch das Häßliche und Böse ebenso menschlich und notwendig sei wie das Edle, — eine neue Erkenntnis, nicht aber neue Ethik. Aus dieser Erkenntnis wird sich ja mit der Zeit eine Umwertung der Begriffe Gut und Böse ergeben müssen; es ist aber zum mindesten verriiht, diese im Werden begriffenen neuen Gedanken wie mathematische Gesetze auf den ersten besten Fall Lindau anzuwenden. Mit demselben Rechte hätte man vor hundert Jahren die neue Kantische Philosophie ins Leben übersetzen müssen. Und weil Kant lehrte, daß Raum und Zeit den Dingen an sich nicht anhaften, sondern nur in unseren Köpfen vorhanden sind, so hätte ein Anhänger von Kant Zeit und Raum verachten, seine Uhr zerbrechen und es für gleichgültig erklären müssen, ob er einen oder zwei Schoppen trank. Das aber ist auch durch Kants große Lehre nicht gleichgültig geworden.

Kleine Kritik.

Die alte Erfahrung, daß die beginnende Saison ihre Opfer haben will, bestätigt sich wieder. Im Berliner „Leffing-Theater“ ist diesmal ein Lustspiel von Meilhac abgelehnt worden, nachdem die beiden ersten Akte mit mancher Bierlichkeit ererent hatten. Das angebliche Lustspiel nennt sich „Margot“ und verdient sein Schicksal redlich um seiner vollkommenen Unwahrheit willen. Es könnte vom alten Kogebue in Perion geschrieben sein, so verlogen sentimental ist seine Haupt- und Titelfigur, ein keusches Mädchen, auf einem Mißbeet erwachsen. Diese Margot, von Frau Petri mit einigen virtuosen Späßen ausgestattet, aber dennoch nicht glaubhaft dargestellt, mag in Paris wie eine eunische Maskerade gefallen haben; so wie nämlich auf Pariser Maskenbällen das Babykostüm unter den frechsten Frauenzimmern das beliebteste ist, so mag die Sprache des Nachcafés im Munde dieser künstlichen Unschuld gereizt haben. Für solche Gegenstände fehlt in Deutschland das Verständnis, nicht wegen der größeren Reinheit, aber wegen der geringern Offenheit unserer Sitten. Trotzdem hätte man die französische Gurel mit samt ihrer Tugendhaftigkeit bei uns vielleicht ernst genommen und ihre erborgten Gefühle mit Nahrung schön gefunden, so gut wie den „Freund Feig“ des nunmehr halbtoten Erdmann-Chatrian, wenn die grausame Überetzung von Emil Neumann die sein geschliffene Sprache des Dichters nicht um alle ihre Reize gebracht hätte. Wir haben in dieser Hinsicht in Deutschland keine verwöhnten Nerven. Was aber diesmal an undeutschen Wendungen verübt worden ist — von entseflichen Kleinigkeiten, bei denen ich meinen Ohren nicht trauen will, ganz zu schweigen — das muß jedes Salongespräch unverständlich oder geschmacklos machen. Vielleicht ist es auch

die Schuld des Übersetzers, daß ein Nährstüd, welches nur durch mühsam erpreßte Thränen einen Erfolg hätte haben können, als ein Lustspiel angezigt war. Einige Zuschauer ließen sich davon täuschen und lachten anfangs.

Ein Feind der Trinkgelde. Ich weiß nicht, ob Sie ihn gekannt haben, meinen Freund Hans Dinkel. Wenn nicht, dann haben Sie einen interessanten Kopf weniger in Ihrer Galerie merkwürdiger Zeitgenossen zu verzeichnen. Was das Charakteristische in seiner geistigen Individualität ausmachte, ist allerdings ein verhältnismäßig unbedeutender Zug: seine unerbittliche Aversion gegen Trinkgelde. Dennoch hätten Sie ihm gern einen Platz in Ihrer Galerie eingeräumt. Denn diesem Haß hat er mit einer beispiellosen Konsequenz Zeit seines Lebens gekräftigt, und er hat allmählich seine ganze Persönlichkeit durchgest. Aus allem, was er sprach und that, aus jeder Äußerung seines Gefühlslebens, fast aus jedem Zug seines Gesichtes möchte ich sagen, wehte einen schließlich dieser ungeheure Haß gegen das Trinkgeld an. Er hat nie ein Trinkgeld gegeben, nie, nie! Nicht dem Kellner im Wirtshaus, von dem er immer genauen Bescheid über die Qualität der auf der Speisefarte verzeichneten Gerichte verlangte, nicht dem Kellner im Kaffeehaus, von dessen gutem Willen es abhing, ob er seine Leibblätter bekam oder nicht, nicht dem Dienstmädchen seiner Wirtin, das alle die hunderttausend Kleinigkeiten, von denen es in seinem Zimmer wimmelte, auf ihrem altgewohnten Platz belassen sollte, nicht dem Lohndiener des Hotels, der ihn in einer fremden Stadt umherführte, nicht dem Führer im Gebirge, auf dessen Dienste er nicht verzichten konnte, wollte er die Herrlichkeit der Gletscherwelt kennen lernen, nicht dem Föschchen der einzigen Frau, bei der er in seinem Leben Gegenliebe gefunden, . . . nie, nie, nie!

Die Gründe, warum er sich nicht hat entschließen können, ein Trinkgeld zu geben? Geiz? Engherzigkeit? Nein, keineswegs! Derlei war ihm vollständig fremd. Seine Idiosynkrasie gegen Trinkgelde hing vielmehr mit allerlei ethischen, sozialpolitischen, nationalökonomischen Theorien zusammen. Das Trinkgeld forrumpiere den Empfänger, pflegte er auszuführen. Oder: die Unsitte, Trinkgelde zu geben, verhoffe dem wirtschaftlich Starken eine weitere Präponderanz über den wirtschaftlich Schwächeren. Oder: das Trinkgeld bedeute für den Empfänger keinen reellen Vorteil, da der Arbeitgeber des letzteren bei der Bemessung des Gehalts schon vorweg dessen voraussichtliche Einnahme aus den Trinkgeldern mit in Rechnung zu ziehen pflege. Kurz, er hatte Gründe aller Art. Und sie hatten alle die vorzügliche Eigenschaft, daß sie in der Debatte zwar nicht immer seine Gegner, aber doch ihn selbst mehr und mehr von der Richtigkeit seines Standpunktes überzeugten. Und das ist ja der Zweck, dem jede Debatte dienen soll.

Zu verkehrte sehr viel und sehr gern mit ihm; denn er war ein lebenswürdiger, amüsanter Mensch. Und von dieser trinkgeldefeindlichen Richtung seines Inneren teilte sich seinem ganzen Wesen eine gewisse Schärfe mit, die die natürliche Lebhaftigkeit seines Wesens noch erhöhte und ihn zu einem manchmal schwer zu behandelnden, aber immer anregenden Gesellschafter machte. Man verzieh ihm darum leicht seine Marotte. Und man wurde schließlich gegen die Wichtigkeit abgestumpft, mit der er sie selbst behandelte. Drollig aber, uerdrollig mußte es jeden, der das erste Mal mit ihm zusammentraf, berühren, wenn er sah, wie Hans Dinkel nach jeder Mahlzeit, die wir gemeinsam im Wirtshaus eingenommen, oder bei jeder sonstigen Gelegenheit, wo seine Mitmenschen pflichtschuldig ihre Trinkgeld-Steuer entrichtet hatten, sein Notizbuch hervorzog, sich über die Höhe der entrichteten Trinkgelde durch gewissenhafte Umfrage vergewisserte und die Summe notierte. Denn er hatte es sich zum Ziel gesetzt, festzustellen, wie viel ein Mensch in bürgerlichen Lebensverhältnissen durchschnittlich täglich an Trinkgeldern ersparen könne. Und er hat dieses Ziel erreicht. Nach seiner Behauptung könnte jeder von uns täglich durchschnittlich 33 $\frac{1}{2}$ Pfg. zurücklegen, wenn er sich ein für allemal von der Verpflichtung, Trinkgelde zu geben, lossage. Hans Dinkel selbst wollte auf diese Weise bis zu seinem vierzigsten Lebensjahre auf Heller und Pfennig genau 4008 Mk. 35 Pfg. erspart haben.

Ja, er hat 4008 Mk. 35 Pfg. erspart. Und das ist eine respektable Summe.

Allerdings, man hat ihm zeitlebens im Wirtshaus die bössartigsten Dinge vorgezeigt. Schließlich hat er sich einen Magenkatarrh eingewirt-

schastet, den er nicht loswerden konnte, trotz der Unsummen, die er an Ärzte und Apotheker gezahlt hat. — Er hat es auch nie dazu gebracht, daß er des Morgens, wenn er das Kaffeehaus verließ, über alles informiert war, was in den Zeitungen an wichtigen Nachrichten enthalten war. Und infolge dieser mangelhaften Information hat er bei seinen geschäftlichen Operationen mehr als einmal enorme Verluste erlitten.

Jeden Nachmittags, wenn er nach Hause kam, hatte er vollauf Gelegenheit, sich grün und gelb zu ärgern. Denn alle die verschiedenen Waffen und Tassen und Statuetten, die seine Wohnung zierten, hatten ihren angestammten Platz gegen einen anderen eingetauscht, den ihnen die selbstherrliche Phantasie des Subenmädchens angewiesen hatte.

Er hat Rom verlassen, ohne den Papst gesehen zu haben, weil der Portier den Bescheid, mit dem ihm die Audienz im Vatikan bewilligt wurde, drei Tage lang bei sich in der Tasche behalten hat.

Als er bei einer Besteigung des Großglockners abrutschte, ließen ihn die Führer sechs Stunden lang liegen. Inzwischen erfroren ihm die Nase, das linke Ohr und drei Finger der rechten Hand.

Als seine Geliebte ihm endlich ein Rendezvous bewilligte, verständigte ihre Jose davon seinen Nebenbuhler. Der kam, wurde gesehen und siegte, während Hans Dinkel einsam durchs Leben gewandelt ist.

Aber er hat 4008 Mk. 35 Pfg. erspart. Das ist eine respektable Summe. Sein Beispiel sei darum zur Nachahmung empfohlen.

H. Kana.

Hans Hopfen. Neue Geschichten des Majors. (Berlin, Verlag von Gebrüder Pachtel. 1890.)

Hans Hopfen ist unter allen Liebhabern und Kennern der schönen Literatur als eines unserer stärksten Talente gekannt und bewundert; bei dem größeren Publikum schwankt sein Charakterbild in sehr merkwürdiger Weise: die einen lieben den Dichter zarter Liebeslieder und kräftiger Balladen so sehr, daß sie den Roman- und Novellenschristen darüber unterjähigen, und die andern, welche vielleicht auf jeden neuen Band Hopfenscher Erzählungen ungeduldig lauern, wissen oft nichts von dem Poeten. Was Hans Hopfen für sich selbst zu schreiben pflegt, das hat ein Publikum gefunden; das große Publikum aber, für welches Hopfen seine andern Bücher schreibt, ist wieder ein anderes. — Die neuen Geschichten des Majors sind teils nur für die Leser, teils auch für den Dichter selbst geschrieben. Es sind drei Novellen, von denen die letzte, „Schneidiges Liebchen“, unsere Zeitschrift glücklich eröffnet hat. Wir fühlen uns da ein wenig Partei und wollen nicht unsern eigenen Tisch loben. „Der polnische Wachtmeister“ ist recht nach dem Geschmack des norddeutschen Publikums mit der ganzen bayrischen Kraft Hopfens geschrieben: Münchener Bier für Berlin eingebracht. Die Darstellung eines allmächtigen, leider dem Suff ergebenden Wachtmeisters, der die ihm untergeordneten Einjährigen maßlos drangsalirt, dafür aber von ihnen schließlich durch seine Vianeure zum delirium tremens und zum Tode gebracht wird. Diese Charakterzeichnung ist an sich eine köstliche Naturstudie, dadurch aber, daß Hopfen ängstlich vermieden hat, in dem bestechlichen Trinter einen bekannten Typus zu schildern, dadurch, daß er den Wachtmeister in jedem Punkte zu einem Ausnahme-Menschen gestempelt hat, ist die ganze Geschichte phantastischer geworden, als diese Gattung wohl sein sollte. „Die schöne Helena“ von Baron von Roberts ist das Werk eines geringeren Dichters; aber den preussischen Unteroffizier hat der ehemalige Lieutenant genauer kennen gelernt. — Weit aus lebendiger ist das Leben der Herren Offiziere in der ersten der Novellen, der schönen Dichtung „Übergangen!“ geschildert. Die bewährte Fähigkeit Hopfens, irgend ein kleines aber leidenschaftlich bewegtes Erlebnis so farbig auszumalen, daß der Leser alle handelnden Personen nicht wieder vergißt, wirkt gerade in der Einleitung von „Übergangen“ mit verblüffender Kraft. — Daß die Sprache die eines wirklichen Poeten ist und sie und da ebenso feste wie gelungene Pachtstellen bietet, das versteht sich bei Hopfen von selbst. Ebenso daß der Dichter sich's mitunter leicht macht, diesmal besonders in der Technik der Majorsgeschichten. Der Major, welcher hübsch aber nur flüchtig charakterisiert wird, mag ein kleiner Aufschneider sein; denn er erzählt uns mitunter richtige Buchgeschichten, als ob er sie erlebt hätte. — Alles in allem ein Buch, welches der Menge gefallen wird, trotzdem es von einem Dichter geschrieben ist.

— r.